

# AMNESTY

MAGAZIN DER MENSCHENRECHTE

Nr. 93  
März 2018

## POPULISMUS. DIE GROSSE VERSUCHUNG

**VIETNAM**  
Oppositionelle in Gefahr

**DEMOKRATISCHE REPUBLIK KONGO**  
Höchste Alarmstufe

**AMNESTY**  
**INTERNATIONAL**





**MENSCHENRECHTE  
MACHEN UNS STARK**

**MENSCHENRECHTE UNTER DRUCK,  
AUCH IN DER SCHWEIZ!**

## **JAHRESVERSAMMLUNG 2018**

Die Jahresversammlung 2018 findet am 5. und 6. Mai beim Weltpostverein in Bern statt.

Wir freuen uns besonders, in diesem Jahr Idil Eser von Amnesty Türkei sowie Sergei Nikitin von Amnesty Russland und Rachel Logan von Amnesty UK als Gäste begrüßen zu dürfen.

Anmeldung: bis zum **25. März 2018** auf [www.amnesty.ch/gv](http://www.amnesty.ch/gv)

Einreichung von Motionen und Postulaten: bis zum **9. März 2018** an [gv@amnesty.ch](mailto:gv@amnesty.ch)

Rund ums Thema **Menschenrechte unter Druck, auch in der Schweiz!** wird es an der Jahresversammlung ein Podium, Workshops und eine Aktion geben. Amnesty International setzt sich dafür ein, die Menschenrechte zu stärken.

Mit der Kampagne «**Brave**» unterstützen wir MenschenrechtsverteidigerInnen weltweit. Mit «**Menschenrechte machen uns stark**» wehren wir uns gegen den Angriff auf die Europäische Menschenrechtskonvention (EMRK) in der Schweiz durch die sogenannte «Fremde Richter»-Initiative.

**AMNESTY  
INTERNATIONAL**



## — AKTUELL

- 4 **Good News**
- 6 **Aktuell im Bild**
- 7 **Nachrichten**
- 9 **Brennpunkt**  
Zurechtgeschnitten

## — DOSSIER

Populismus.  
Die grosse Versuchung



- 10 **Populismus: Herausforderung für die Demokratie**
- 12 **Im Namen des «Volkes»**  
Was ist Populismus überhaupt?
- 14 **Scheindemokratie**  
Wie Viktor Orbán den Rechtsstaat abwickelt.
- 17 **Der Populismus ist tot. Es lebe der Populismus**  
Warum Populismus in den USA kein Schimpfwort ist.
- 20 **Die Verlockung der Macht**  
Boliviens linker Populismus wird autoritär.
- 22 **Im Netz der alternativen Fakten**  
Vom rechten Kampf gegen die «linken» Medien.
- 24 **«Trump ist Profiteur der neuen Medienwelt»**  
Bedroht das Internet die Demokratie?

## — THEMA

- 26 **Vietnam**  
Der Druck steigt



Die vietnamesische Regierung geht immer härter gegen Oppositionelle vor.

- 29 **DR Kongo**  
Höchste Alarmstufe
- 31 **Saudi-Arabien**  
Losfahren
- 32 **Unvergesslich – Unsere Geschichten**  
Hummus oder Fondue?  
Willkommen bei den Hartmanns

## — KULTUR

- 35 **Buch**  
Verdrängte Schuld
- 36 **Ausstellung**  
Vom Warten im Ungewissen
- 37 **Film**  
Zwischen Sehnsucht und Realismus
- 38 **Buch**  
13 Stufen zum Tod

## — CARTE BLANCHE

- 39 **Anne-Sophie Keller**  
Gegen die Neutralität

**Impressum:** «AMNESTY», Magazin der Menschenrechte, Nr. 93, März 2018. **Redaktion:** Ramin Nowzad (verantw.), Manuela Reimann Graf. **MitarbeiterInnen dieser Nummer:** Ulla Bein, Nadia Boehlen, Hannah El-Hitami, Camille Grandjean-Jornod, Astrid Herrmann, Fabienne Jacomet, Anne-Sophie Keller, Tobias Kuhnert, Mathias Peer, Bettina Rühl, Carole Scheidegger, Lotta Suter, Keno Verseck, Sandra Weiss. **Korrektorat:** Korrektorat Vogt, Muri b. Bern. **Gestaltung:** www.muellerluetolf.ch. **Druck:** Stämpfli AG, Bern. **Die Mitgliederzeitschrift «AMNESTY»** erscheint viermal jährlich in Deutsch und Französisch. Das Magazin gibt es auch als E-Paper unter <https://issuu.com/magazin-amnesty-schweiz>. **Redaktionsschluss der nächsten Nummer:** 27. April 2018. **Distribution:** «AMNESTY, Magazin der Menschenrechte» erhalten alle, die die Schweizer Sektion von Amnesty International mit mindestens 30 Franken jährlich unterstützen. Über die Veröffentlichung von Fremdbeiträgen entscheidet die Redaktion. Alle Rechte vorbehalten. © Amnesty International, Schweizer Sektion. **Spendenkonto:** Amnesty International, Schweizer Sektion, 3001 Bern (PC 30-3417-8). **Redaktionsadresse:** Magazin «AMNESTY», Redaktion, Postfach, 3001 Bern. Tel.: 031 307 22 22, E-Mail: [info@amnesty.ch](mailto:info@amnesty.ch). **Auflage:** 88 000 (dt.).



Regierungschef Viktor Orbán liess jüngst ganz Ungarn mit riesigen Plakaten zukleistern. Sie zeigten einen grinsenden alten Mann und den Schriftzug: «99 Prozent lehnen illegale Flüchtlinge ab. Lassen wir

nicht zu, dass Soros als Letzter lacht.» Kurz darauf postete ein Parlamentarier der Regierungspartei das Foto eines verkohlten Schweins, auf dessen Haut der Name «Soros» zu lesen war.

Der US-Börsenspekulant George Soros ist ein Lieblingsfeind der neuen Rechten. Soros kam in Budapest zur Welt, überlebte den Holocaust und unterstützt nun weltweit NGOs, die sich für Bürgerrechte und den Schutz von Geflüchteten einsetzen. Orbán nennt ihn einen «Feind des Volkes».

Muslimische Flüchtlinge, eine tote Sau und ein lachender Jude: Willkommen im ungarischen Wahlkampf. Am 8. April wählt das EU-Land ein neues Parlament. Orbán lässt sich noch immer durch Wahlen legitimieren, aber hat Menschenrechte, Pluralismus und Gewaltenteilung längst abgeschüttelt.

Je bedrohlicher die Zukunft erscheint, desto verführerischer wird es, in der Vergangenheit Halt zu suchen: Heimat, Familie, Tradition! Populisten versprechen die Rückkehr in eine heile Welt, die so freilich nur in ihrer Erinnerung existiert. Die SVP galt lange als Avantgarde des europäischen Rechtspopulismus. Inzwischen hat ihr Modell weltweit Schule gemacht. Trump, Le Pen, Orbán und Co. behaupten, mit der Stimme «des Volkes» zu sprechen – und meinen es als Drohung an alle, die nicht dazugehören.

Ramin Nowzad, verantwortlicher Redaktor

# GOOD

## Australien sagt Ja zur «Ehe für alle»

**AUSTRALIEN** – Lesbische und schwule Paare dürfen in Australien künftig heiraten. Das hat das Parlament am 7. Dezember mit nur vier Gegenstimmen beschlossen. In einer Volksbefragung hatten sich zuvor rund 62 Prozent der Bevölkerung dafür ausgesprochen, die Ehe für homosexuelle Paare zu öffnen. Das Ergebnis der Volksbefragung war für das Parlament nicht bindend, doch Premierminister Malcolm Turnbull hatte versprochen, sich an das Votum zu halten. Australien ist nun das 23. Land der Welt, das die «Ehe für alle» legalisiert hat.

© REUTERS/David Gray



**Freudentränen in Sydney:** Schwule und Lesben dürfen nun auch in Australien heiraten.

## Amnesty deckt Fehler auf

**MEXIKO** – Fast acht Jahre sass er im Gefängnis, nun ist Sergio Sánchez Arellano endlich wieder in Freiheit. Die mexikanische Polizei hatte den Süßwarenhandler im März 2010 festgenommen, weil er angeblich an einem Mord und einem versuchten Raubüberfall beteiligt gewesen sein soll. Das Urteil: 27 Jahre Haft. Amnesty International studierte die Gerichtsakten und fand darin gravierende Unstimmigkeiten bei den Ermittlungen und dem anschließenden Verfahren. Deswegen wurde Sergio Sánchez Arellanos im Februar 2018 freigelassen.

© Amnesty International/Sergio Ortiz



**Wieder in Freiheit:**  
der Mexikaner  
Sergio Sánchez Arellano.

# D N E W S

## Keine Waffen für den Krieg im Jemen

**DEUTSCHLAND/NORWEGEN** – Seit fast drei Jahren tobt im Jemen ein blutiger Krieg, bei dem alle Parteien gegen das Völkerrecht verstossen. Dabei kommen auch Waffen zum Einsatz, die aus westlichen Demokratien stammen. Norwegens Regierung hat am 3. Januar angekündigt, künftig kein Kriegsmaterial mehr an die Vereinigten Arabischen Emirate zu liefern, die im Jemen an der Seite Saudi-Arabiens kämpfen. Zwei Wochen später beschloss die deutsche Regierung einen generellen Rüstungsexportstopp für alle Länder, die am Jemen-Krieg beteiligt sind. Dies betrifft vor allem Saudi-Arabien, einen der Hauptabnehmer deutscher Waffen.

## Ende einer blutigen Ära

**ÄTHIOPIEN** – Die äthiopische Regierung hat Anfang Februar angeordnet, mehr als 700 Gefangene freizulassen, darunter viele Oppositionelle. Unter den Freigelassenen sind auch der prominente Blogger Eskinder Nega und der Regierungskritiker Mera Gudina. Das berüchtigte Maekelawi-Gefängnis in der Hauptstadt Addis Abeba, in welchem Folter an der Tagesordnung war, soll ausserdem geschlossen und zu einem Museum umgebaut werden. Damit reagiert Äthiopien offenbar auf die wachsenden politischen Unruhen in dem Land. Seit zwei Jahren kommt es immer wieder zu gewaltsamen Protesten, bei denen bereits Hunderte Menschen starben. Amnesty nannte die Freilassungen ein Signal für das «Ende einer Ära der blutigen Repression».

## Filmemacher mit Familie vereint

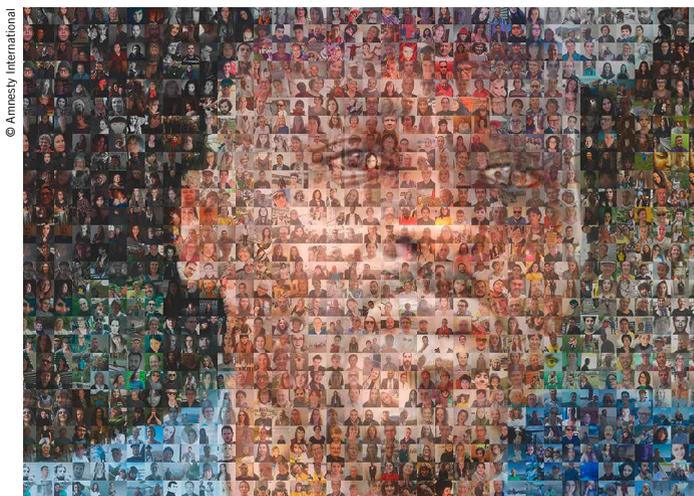
**CHINA** – Dem tibetischen Filmemacher Dhondup Wangchen ist die Flucht in die USA gelungen. Ein chinesisches Gericht hatte ihn 2009 in einem geheimen Prozess zu sechs Jahren Haft verurteilt, weil er einen kritischen Dokumentarfilm über die Olympischen Spiele in Peking gedreht hatte. Nachdem er 2014 freigekommen war, stand er unter ständiger Beobachtung der Polizei und durfte Tibet nicht verlassen. In den USA ist er nun mit seiner Familie wiedervereint, die bereits vor Jahren dorthin geflohen war.



Seinen Aufpassern entkommen: der tibetische Filmemacher Dhondup Wangchen.

## Solidarität mit Mahadine

**TSCHAD** – Sichtlich bewegt nahm der Blogger Mahadine aus dem Tschad das Geschenk entgegen: «Es berührt mich, dass sich all diese Menschen für mich einsetzen, ohne mich zu kennen», sagte er, als Amnesty-Vertreter ihn im Gefängnis besuchten. Sie übergaben ihm ein grosses Poster, auf welchem die Bilder Hunderter Menschen abgelichtet sind, die sich im Rahmen der Amnesty-Kampagne I'M HERE mit Mahadine solidarisiert hatten. Mehr als 2500 Menschen haben Selfies von sich aufgenommen, um gegen die Inhaftierung des Familienvaters zu protestieren. Mahadine sitzt im Gefängnis, weil er im Internet die Regierung des Tschads kritisiert hatte. Ihm droht lebenslange Haft.



Nicht allein: Hunderte Selfies von UnterstützerInnen wurden Mahadine im Tschad übergeben.

## IN KÜRZE

**SUDAN** – Der sudanesischer Oppositionelle Radwan Daoud ist am 18. Januar ohne Anklage aus dem Kober-Gefängnis in Khartum entlassen worden. Er war am 6. Dezember 2017 festgenommen worden und sass zunächst in einer Hafteinrichtung des sudanesischen Geheimdienstes NISS. Radwan Daoud besitzt die sudanesischer und die US-amerikanische Staatsbürgerschaft. Zehn Tage nach seiner Freilassung wurde auch Naser Aldeen Mukhtar Mohamed auf freien Fuss gesetzt. Der ehemalige Vorsitzende der Darfur Students Association an der Holy Quran University war am 22. August 2017 festgenommen worden und sass ebenfalls in einem Gefangenenlager des sudanesischen Geheimdienstes.

**ÄGYPTEN** – Die Menschenrechtsanwältin Mahienour el-Massry wurde am 16. Januar 2018 aus dem Gefängnis entlassen. Sie war am 30. Dezember 2017 wegen «Teilnahme an einer unautorisierten Protestaktion» und «Demonstration von Gewalt» zu zwei Jahren Haft verurteilt worden.

**USA** – Der Oberste Gerichtshof der USA hat die Hinrichtung von Vernon Madison vorläufig gestoppt. Er sollte am 25. Januar im US-Bundesstaat Alabama exekutiert werden. Der Hinrichtungsaufschub gibt dem Obersten Gerichtshof Zeit, über einen Antrag der Verteidigung zu entscheiden. Die Verteidigung argumentiert, dass Vernon Madison aufgrund seiner geistigen Einschränkung nicht hingerichtet werden darf.



© REUTERS/Ozcan Oezal

**SYRIEN** – Es ist eine neue Stufe der Eskalation: Das türkische Militär geht seit Ende Januar im Nordwesten Syriens gegen die kurdische Miliz YPG vor. Der Einsatz ist politisch hochbrisant, da die Miliz im Kampf gegen den «Islamischen Staat» eng mit den USA verbündet ist. Allein in den ersten beiden Wochen der Militäroperation sind mindestens 16 türkische Soldaten gestorben. Die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch wirft unterdessen türkischen Grenzsoldaten vor, auf syrische Zivilpersonen geschossen zu haben, die vor den Kämpfen in die Türkei flüchten wollten.



© Amnesty International / Jarek Godlewski

Überall auf der Welt demonstrieren Menschen für die Freilassung von Taner Kılıç.

### Justizfarce

**TÜRKEI** – Die Freude währte nur kurz: Am 31. Januar entschied ein Gericht in Istanbul, Taner Kılıç, den Präsidenten der türkischen Sektion von Amnesty International, freizulassen. Doch bereits wenige Stunden später stiess das Gericht seinen Entscheid wieder um und beschloss die Fortsetzung der Untersuchungshaft. Bis Redaktionsschluss war Taner Kılıç weiterhin in Haft, der nächste Gerichtstermin wurde auf den 21. Juni angesetzt. Kılıç wird die «Mitgliedschaft in einer terroristischen Organisation» angelastet. Dabei handelt es sich um einen völlig haltlosen Vorwurf, für den die Staatsanwaltschaft bisher keine Beweise vorlegen konnte.

### Trump hält an Guantánamo fest

**USA** – US-Präsident Donald Trump will das Gefangenenlager Guantánamo auf Kuba nicht schliessen, so verkündete er in seiner Rede zur Lage der Nation. Er habe eine entsprechende Verfügung unterzeichnet. Terroristen seien «keine regulären Kriegsgefangenen, sondern ungesetzliche feindliche Kombattanten», so Trump. «Wenn möglich, löschen wir sie aus. Wenn notwendig, müssen wir sie einsperren und befragen können.» Damit macht Donald Trump ein Dekret seines Vorgängers Barack Obama rückgängig, der während seiner Amtszeit viele Gefangene entlassen hatte, aber das Lager wegen des

Widerstands der Republikaner im Kongress nicht schliessen konnte. Seit Anfang 2008 wurden keine neuen Häftlinge nach Guantánamo gebracht. Es befinden sich gegenwärtig noch 41 Gefangene im Camp, 26 von ihnen weiterhin ohne Anklage oder Urteil.

### Schweizer Kriegsmaterial für Bürgerkriege

**SCHWEIZ** – Schweizer Kriegsmaterial soll nun auch in Bürgerkriegsländer geliefert werden dürfen. Das Lobbying der Schweizer Rüstungsbetriebe für eine Lockerung der Ausfuhrbestimmungen für Kriegsmaterial hat Früchte getragen. Nachdem sich im Herbst bereits die sicherheitspolitische Kommission dafür ausgesprochen

hatte (siehe «Brennpunkt» im vergangenen Magazin), beantragte Bundesrat Johann Schneider-Ammann nach Medienberichten beim Gesamtbundesrat eine entsprechende Verordnungsänderung.

### Einschüchterung von Memorial

**RUSSISCHE FÖDERATION** – Die russische Menschenrechtsorganisation Memorial steht erneut unter Druck. Am 9. Januar nahm die Polizei Oyub Titiev, den Leiter des Regionalbüros in Tschetschenien, unter dem Vorwurf des Drogenbesitzes fest. Eine Woche später wurden die Büros von Memorial in Inguschetien in Brand gesteckt. Am 23. Januar ging ein Auto von Memorial-Mitarbeitern in Flammen auf.

### Kopftuchrebellion

**IRAN** – Aus Protest gegen die Kleidervorschriften nehmen überall im Iran Frauen in der Öffentlichkeit ihre Kopftücher ab und hängen sie als Fahnen auf. Im

Iran müssen alle Frauen und Mädchen ab neun Jahren in der Öffentlichkeit ein Kopftuch sowie einen langen, weiten Mantel tragen, um Haare und Körperkonturen zu verbergen. Bei Zuwiderhandlung drohen Gefängnis, Geldstrafen und Peitschenhiebe.

### Minderjähriger Straftäter exekutiert

**IRAN** – Die iranischen Behörden haben am 30. Januar den 22-jährigen Ali Kazemi hingerichtet. Kazemi war wegen einer tödlichen Messerstecherei verurteilt worden. Zum Zeitpunkt des Verbrechens war er 15 Jahre alt. Immer wieder werden im Iran Häftlinge hingerichtet, die zum Tatzeitpunkt minderjährig waren – ein Verstoß gegen das Völkerrecht. Kazemis Anwalt wurde über die geplante Hinrichtung nicht informiert, obwohl dies das iranische Recht vorschreibt. Auch seine Familie durfte sich von Ali Kazemi nicht verabschieden.

### Tep Vanny bleibt im Gefängnis

**KAMBODSCHA** – Das höchste Gericht in Kambodscha hat Anfang Februar das Urteil gegen die Landrechtsaktivistin Tep Vanny bestätigt: Die Strafe von zwei Jahren und sechs Monaten Haft wird nicht aufgehoben. Tep Vanny hatte sich gemeinsam mit anderen Frauen ihres Dorfes gegen die Vertreibung Tausender Menschen am Boeung-Kak-See gewehrt, der durch eine private Firma aufgefüllt wurde. Tep Vanny war im März 2013 nach einer friedlichen Demonstration festgenommen worden, im Februar 2017 wurde sie wegen «vorsätzlicher Gewalt mit erschwerenden Umständen» verurteilt. Seither sitzt die Mutter von zwei Kindern im Gefängnis.



Die Menschenrechtsaktivistin Tep Vanny sitzt seit mehr als 500 Tagen in einem Gefängnis in Pnom Penh.

## Verfolgung von Transgender

**INDONESIEN** – In der indonesischen Region Nord-Aceh ist die Polizei am 27. Januar gegen zwölf Transgender-Personen vorgegangen. Nicht nur wurden die Mitarbeitenden von fünf Schönheitssalons festgenommen und die Salons geschlossen – «den Festgenommenen wurde ausserdem mit Gewalt die Haare geschnitten, um sie «männlich zu machen», wie Usman Hamid, Regionaldirektor von Amnesty Indonesien, berichtet. Die fünf Transgender wurden am Tag darauf wieder freigelassen, «dies ist aber nur ein Beispiel der Verfolgungen, denen Transgender ausgesetzt sind. Und nicht nur Transgender, alle LGBTI-

Leute sind ernsthaft gefährdet», so Usman Hamid. Bereits am 17. Dezember 2017 hatten Einheimische ein Hotel überfallen, von welchem es hiess, dass darin ein Schönheitswettbewerb für Transsexuelle stattfindet. Sechs Transsexuelle wurden an die Strafverfolgungsbehörden übergeben, weil sie Sharia-Gesetze verletzt hätten.



©Keystone / HOTLI SIMANJUNTAK

Diese Plüschfigur ging bei einer Demonstration gegen LGBT-Menschen in Aceh verloren. In der Region Banda Aceh wird Sharia-Recht angewandt.

## Todesstrafe in Europa

**BELARUS/WEISSRUSSLAND** – Zwei Männer wurden am 20. Januar in Belarus zum Tode verurteilt, nachdem ihre lebenslangen Haftstrafen im Berufungsverfahren aufgehoben wurden. Sie sind die ersten Personen, die 2018 in dem Land zum Tode verurteilt wurden, womit sich die Gesamt-

zahl der Todeskandidaten in Belarus nach Angaben der Behörden auf sieben erhöht hat.

## Referendum über Abtreibungsgesetz

**IRLAND** – Es ist eines der restriktivsten Gesetze gegen Schwangerschaftsabbrüche in Europa: In Irland ist der Abbruch einer

Schwangerschaft bisher nur erlaubt, wenn das Leben der Frau in Gefahr ist. Selbst nach einer Vergewaltigung ist eine Abtreibung verboten. Jetzt hat die irische Regierung für kommenden Sommer ein Referendum angesetzt, in dem die Irinnen und Iren für oder gegen eine Legalisierung von Abtreibungen «in fast allen Fällen» abstimmen können.

## In Gefahr

**ÄGYPTEN** – Für die ägyptische Menschenrechtsverteidigerin Hanan Badr el-Din wurden beim Briefmarathon 2017 viele Briefe geschrieben – doch leider sitzt sie noch immer im Gefängnis. Und es geht ihr zunehmend schlechter: Sie leidet unter einer genetisch bedingten Krankheit, doch wird ihr bislang die notwendige medizinische Hilfe verweigert.

Hanan Badr el-Din kämpft für die Aufklärung des Verschwindens ihres Mannes und weiterer Menschen.



© Privat

Auch am Amnesty-Jugendtreffen in Deutschland wurden Unterschriften für Hanan Badr el-Din gesammelt.

## Illegale Ausschaffungen

**MEXIKO** –Routinemässig werden Tausende Asylsuchende aus Mexiko nach Honduras, El Salvador und Guatemala zurückgeschafft. Damit verstösst das Land systematisch gegen das Non-Refoulement-Prinzip: Es schiebt Menschen trotz lebensbedrohlicher Gefahr in ihre Herkunftsländer zurück. Dies dokumentiert Amnesty International in einem neuen Bericht. Guatemala, El Salvador und Honduras gehören zu den gewalttätigsten Ländern der Welt. Seit Jahren flüchten Menschen aus diesen Ländern nach Norden – nicht nur wegen Hoffnung auf eine bessere Existenz, sondern auch, weil sie um ihr Leben fürchten.



© Amnesty International / Sergio Ortiz Borbolla

MigrantInnen an der Grenze zwischen Guatemala und Mexiko.

## JETZT ONLINE

### ■ Wie lassen sich Menschenrechte anschaulich erklären?

Sehen Sie die filmischen Antworten von Studentinnen der Zürcher Hochschule der Künste (ZHDK).

■ Seit zwei Jahren demonstriert die 81-jährige Inger jeden Monat vor der saudi-arabischen Botschaft in Oslo für Raif Badawi. Ein berührendes Video über den anhaltenden Einsatz für den inhaftierten Blogger.

Zu finden auf [www.amnesty.ch/magazin-maerz18](http://www.amnesty.ch/magazin-maerz18)

# ZURECHTGESCHNITTEN

© REUTERS/Petr Jisek



## Ist es ein Bub oder ein Mädchen?

Die Frage nach dem Geschlecht eines Babys wird manchmal vorschnell beantwortet. Jedes Jahr landen Dutzende intergeschlechtliche Kinder auf dem OP-Tisch – mit dramatischen Folgen.

Jedes Jahr werden in der Schweiz 40 bis 100 Kinder geboren, deren Geschlechtsmerkmale – Genitalien, Keimdrüsen, Hormone oder Chromosomen – nicht den geltenden, binären Normen für «männlich» und «weiblich» entsprechen. Man spricht von Intergeschlechtlichkeit oder Variationen der Geschlechtsmerkmale. Obwohl keine medizinische Notwendigkeit besteht, werden diese intergeschlechtlichen Kinder bis heute mit gravierenden chirurgischen Eingriffen sowie hormonellen Behandlungen auf ein Geschlecht festgelegt – oftmals bereits im Säuglingsalter.

Diese Eingriffe sind unumkehrbar und können langfristige körperliche und psychische

Folgen haben. Die betroffenen Kinder oder Jugendlichen werden nicht gefragt und können somit nicht selber entscheiden, die Erziehungsberechtigten sind meist gar nicht oder zu schlecht informiert, um eine fundierte Entscheidung zu treffen.

Dabei handelt es sich um schwere Menschenrechtsverstösse: Die medizinischen Eingriffe verstossen gegen das Recht des Kindes auf Gesundheit sowie gegen sein Recht auf Anhörung bei allen Angelegenheiten, die es betreffen. Mit der Verletzung des Rechts auf körperliche und geistige Unversehrtheit wird gleichzeitig auch das Recht auf Privatsphäre und Selbstbestimmung verletzt. Das ist ebenso der Fall, wenn das Gesundheitspersonal keine ausreichenden Informationen bereitstellt, um Erziehungsberechtigten eine auf Fakten basierende Entscheidung über die medizinischen Eingriffe zu ermöglichen.

Ein erster Schritt wäre, neben «Mann» und «Frau» eine dritte offizielle Geschlechtskategorie zu schaffen – aber damit ist es für intergeschlechtliche Menschen nicht getan: Invasive, irreversible chirurgische und hormonelle Eingriffe an Kindern mit Variationen der Geschlechtsmerkmale müssen verboten werden, sofern es sich nicht um Notfallmassnahmen handelt.

Erst wenn die Betroffenen in der Lage sind, an der Entscheidungsfindung mitzuwirken und ihre informierte Einwilligung zu geben, darf ein Eingriff auf Wunsch des intergeschlechtlichen Menschen durchgeführt werden. Folglich muss es Personen, die das ihnen zugewiesene Geschlecht anpassen möchten, ermöglicht werden, dies durch ein einfaches, transparentes und bedingungslos zugängliches Verfahren zu tun. Zudem müssen Erwachsene, die einer schädlichen und unnötigen medizinischen Behandlung unterzogen wurden, entschädigt werden. Schliesslich ist eine Aufarbeitung der jahrzehntelangen Menschenrechtsverstösse in diesem Bereich unter Einbezug der Betroffenen nötig. Nicht zuletzt muss ein Anti-Diskriminierungsgesetz ausgearbeitet werden, das «Geschlechtsmerkmal» explizit enthält.

Tobias Kuhnert, Queeramnesty

**W**eltweit sind populistische Bewegungen auf dem Vormarsch. Ob Donald Trump oder Viktor Orbán, Marine Le Pen, Beppe Grillo oder Evo Morales: In einer durch Globalisierung verunsicherten Welt fällt ihre demagogische Saat auf fruchtbaren Boden. Der Populismus verspricht einfache Lösungen für komplexe Probleme – und stellt dabei auch Demokratie und Menschenrechte in Frage.



WIR LASSEN UNS NICHT LÄNGER BELÜGEN!  
**WIR SIND VOLK**  
DAS

# Populismus: Herausforderung für die Demokratie

# AU NOM DU PEUPLE

© EPA/MATHEU CUGNOT



## Im Namen des «Volkes»

Populismus – das Wort ist in den Medien allgegenwärtig. Doch Politikwissenschaftler und Soziologinnen sind sich keineswegs einig, was darunter zu verstehen ist. Von Nadia Boehlen

«Zunächst verwendete die Politikwissenschaft – später auch die Medien – den Begriff Populismus in Europa, um nicht mehr von Rechtsextremismus oder Faschismus zu sprechen. So vor allem in Frankreich zur Zeit der ersten Erfolge des Front National in den achtziger Jahren», erklärt Antoine Chollet. Der Politikwissenschaftler an der Universität Lausanne definiert Populismus als Verteidigung der Volkssouveränität und der Demokratie. Seiner Meinung nach «trägt der Populismus ein radikales Reformprojekt in sich, das in einem demokratischen Rahmen bleibt». Parteien wie die SVP oder der Front National, die keine weitreichenden Reformen des bestehenden politischen Systems vorschlagen oder gar den demokratischen Rahmen angreifen, sieht er daher nicht als populistisch.

Ganz anders die Definition des französischen Philosophen und Politikwissenschaftlers Pierre-André Taguieff. Ihm zufolge ist der Populismus «einerseits durch eine fast kultische Verehrung des Volkes gekennzeichnet – insbesondere von Volksschichten, die als «gesund», «ehrlich» oder «authentisch» gefeiert werden. Andererseits auch dadurch, dass ein «Volkstribun» an ebendieses Volk appelliert».

Taguieff präzisiert zwar, dass Populismus mit jeder politischen Richtung kompatibel ist. In seiner Analyse konzentriert er sich dennoch vor allem auf Führungspersonen der extremen Rechten wie Donald Trump, Viktor Orbán oder Marine Le Pen. Sie behaupten, sie würden sich dem herrschenden System entgegenstellen, indem sie die Einwanderung oder den Islam angreifen. Es sind «talentierte Demagogen, die die Misserfolge der alten Mitte-Rechts- und Mitte-Links-Parteien ausnutzen – eine Dynamik, die durch den Dschihad-Terrorismus verstärkt wird».

Laut Ashfaq Khalfan, Leiter des Programms für Recht und Politik bei Amnesty International, kann Populismus legitime Forderungen und positive Ansätze zur Stärkung des Wohlfahrtsstaates beinhalten. Populismus werde aber dann problematisch, wenn er versucht, bestimmte Gruppen in der Gesellschaft ihrer Grundrechte zu berauben, so Ashfaq Khalfan. Dies ist beispielsweise der Fall, wenn Rodrigo Duterte auf den Philippinen Drogenabhängige stigmatisiert und ihre Eliminierung aus der Gesellschaft fordert. Oder wenn der Front National in Frankreich Muslime und Flüchtlinge dämonisiert. Ashfaq Khalfan weist auch auf das Paradox hin, das oft

«**Kultische Verehrung des Volkes**»: Marine Le Pen ist es gelungen, auch ehemalige Kommunisten und Sozialdemokratinnen für den Front National zu gewinnen.

im Zentrum populistischer Bewegungen steht: «Ein Populist behauptet, ‹für das Volk› zu sprechen, indem er sich den Eliten widersetzt, obwohl er oft selbst Mitglied dieser Elite ist.»

**Verwischte Fronten** | Der Populismus kann ganz unterschiedliche Formen annehmen, je nachdem, in welchen Regionen er sich entfaltet und welche ideologischen Elemente – links oder rechts – er absorbiert. Die politische Führung in Polen, Ungarn und der tschechischen Republik ist beispielsweise ebenso demagogisch wie westeuropäische Populisten, aber viel autoritärer, beobachtet Pierre-André Taguieff. Ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal bestehe in der «Rolle, die der Bewahrung der christlichen Identität zugeschrieben wird, mit welcher die Ablehnung von Immigration und der Anti-Islamismus einhergehen». Demgegenüber ist «die beharrliche Verteidigung des Säkularismus – die sich beispielsweise im Diskurs des neuen Front National in Frankreich widerspiegelt – dem identitären Populismus in Osteuropa fremd».

«Linkspopulismus bestimmt den Feind im Allgemeinen aufgrund der sozialen und wirtschaftlichen Klasse und zielt gegen nationale und ausländische Eliten», sagt Ashfaq Khalfan von Amnesty International. Aber es gebe Fälle, in denen auch linke Populisten bestimmte ethnische Gruppen angreifen. «Vor allem, wenn die Populisten glauben, diese Gruppen würden die Elite dominieren. Linkspopulisten fordern häufig mehr staatliche Marktregulierung, während Rechtspopulisten meist weniger staatliche Kontrolle wollen – vor allem, wenn ihre Basis aus Kleinunternehmern besteht», so Ashfaq Khalfan.

Auch rechtspopulistische Bewegungen greifen in gewissem Umfang traditionell linke Themen auf – unter Beibehaltung ihrer rassistischen Grundhaltung. «In den vergangenen Jahren hat der Front National zum Beispiel den Schutz des Wohlfahrtsstaates und den Schutz marginalisierter ländli-

cher Regionen verlangt», stellt Ashfaq Khalfan fest. «Durch die Aufnahme sozialer Forderungen konnten populistische Parteien viele Wähler und Wählerinnen für sich gewinnen, die zuvor traditionell für sozialistische und kommunistische Parteien gestimmt hatten.»

Für Pierre-André Taguieff machen die Zuschreibungen «links» oder «rechts» eigentlich keinen Sinn mehr in einer Zeit, «in welcher eigentlich die moderate, globalisierungsfreundliche Mitte auf der einen Seite und die extremen Globalisierungskritiker auf der anderen Seite die Rolle der Opposition übernehmen».

Der Wahlerfolg von Donald Trump hat den populistischen Bewegungen Auftrieb gegeben, schätzt Pierre-André Taguieff. «Seine Erfolgswelle hat gezeigt, dass der Hass und die Ablehnung der Elite durch die Unterprivilegierten wie auch der Globalisierungsverlierer erfolgreich ausgenutzt werden können, um an die Macht zu gelangen.» Antoine Chollet hingegen lehnt es ab, Trump als Populisten zu bezeichnen, denn der Wissenschaftler ist davon überzeugt, dass Trump vielmehr Methoden der extremen Rechten anwendet: «Dazu gehört es, über die Gegner zu sprechen statt über politische Themen. Dazu gehört aber auch ein paranoider Blick auf Politik und Gesellschaft.»

### **Der Widerspruch der direkten Demokratie** |

Die direkte Demokratie in der Schweiz ist dem Populismus dienlich: «Die SVP nutzt die Instrumente der direkten Demokratie aus rein taktischen Gründen für ihre Ziele», betont Antoine Chollet. «Die SVP wird die direkte Demokratie aber nicht verteidigen, wenn sie ihren Partei-Interessen läuft. Leider wird als Resultat dieser Instrumentalisierung jeder, der die direkte Demokratie verteidigt, dem konservativen Spektrum zugeteilt – wenn nicht sogar als fremdenfeindlich betrachtet.»

In der Schweiz wurde die direkte Demokratie instrumentalisiert, um MuslimInnen daran zu hindern, Minarette zu bauen. Damit wurden ihre Religionsfreiheit und die Nicht-Diskriminierungsrechte verletzt. Mit direkter Demokratie soll nun auch den Sprach-Minoritäten der Zugang zum öffentlichen Rundfunk verwehrt werden, was Ashfaq Khalfan zutiefst beunruhigt, denn: «Eine Demokratie muss die Menschenrechte garantieren. Ansonsten wird sie zum Instrument für die Tyrannei der organisierten Mehrheit.» |

**«Ein Populist behauptet, ‹für das Volk› zu sprechen, indem er sich den Eliten widersetzt, obwohl er oft selbst Mitglied dieser Elite ist.»**

**In Osteuropa ist die populistische Rhetorik besonders verbreitet. In Ungarn ist man bereits einen Schritt weiter: Ministerpräsident Orbán hat sich daran gemacht, Demokratie und Rechtsstaat auszuhebeln.** Von Keno Verseck

## Scheindemokratie

Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán erlaubte sich im vergangenen September eine symbolische Grenzüberschreitung, die im Land für eine grosse Kontroverse sorgte. Es ging um Flüchtlinge, um das staatliche Gewaltmonopol und um Selbstjustiz. Anlass war der Fall eines bis dahin unbekanntes Mannes namens Zoltán Fenyvesi, der in dem südungarischen Dorf Öcsény eine kleine Pension betreibt.

Fenyvesi, 61, ist Kleinunternehmer mit sozialem Gewissen und lädt jedes Jahr im Sommer eine Woche lang mittellose Eltern mit Kindern in seine Pension ein, damit sie entspannte Tage in Naturnähe verbringen können. Meistens sind es Roma-Familien. Im vergangenen Jahr bot Fenyvesi einer privaten Budapester Flüchtlingshilfsorganisation an, eine Woche lang eine Flüchtlingsfamilie mit Kindern einzuladen.

Als sich diese Nachricht im Dorf verbreitete, beriefen wütende Einwohnerinnen und Einwohner eine Versammlung ein und beschuldigten Fenyvesi, er würde Terroristen in den Ort bringen. Einige drohten ihm offen Gewalt an, kurz darauf waren an den beiden Autos von ihm und seiner Frau die Reifen zerstochen. Fenyvesi sagte die Einladung an die Flüchtlingsfamilie ab – es sei beschämend, doch leider könne er für die Sicherheit seiner Gäste nicht garantieren.

Die Geschichte ging durch sämtliche ungarischen Medien. Weil sie so hohe Wellen schlug und weil sie sich just auf dem Höhepunkt einer demagogischen Regierungskampagne gegen Flüchtlinge ereignete, äusserte sich auch Ministerpräsident Viktor Orbán dazu: Er fände «nichts Beanstandenswertes» an den Reaktionen der Leute in Öcsény, sagte Orbán: «Es ist völlig richtig, dass sie ihre Meinung entschlossen, laut und verständlich ausgedrückt haben.»

Ungarns Regierungschef ist im Laufe seiner politischen Karriere schon mit vielen kontroversen Aussagen aufgefallen –

**Auf dem Weg in den illiberalen Staat:** Die Wahlen in Ungarn sind frei, aber unfair.



von der Befürwortung der Todesstrafe bis hin zur Verunglimpfung von Roma als Arbeitsscheue und Kriminelle. Aber Selbstjustiz zu rechtfertigen, war selbst für ihn eine neue Dimension. Zwar äusserten darüber viele ungarische Persönlichkeiten aus Politik, Kultur, Forschung und kirchlichen Einrichtungen ihr Entsetzen – sie warfen dem ungarischen Regierungschef vor, er würde das demokratische und rechtliche Fundament des ungarischen Staates in Frage stellen. Doch Konsequenzen hatte der Protest nicht.

Der Vorfall illustriert, in welchem Mass der offizielle Diskurs in einigen EU-Staaten den bisher gültigen Rahmen von Demokratie, Rechtsstaat und Humanismus gesprengt hat. Das ist nicht ausschliesslich, aber doch vorwiegend im Osten der Europäischen Union der Fall. Dort äussern sich SpitzenpolitikerInnen in Regierungssämtern regelmässig besonders abfällig über Grundrechte und Grundwerte eines demokratischen Europas – und setzen dazu oft auch die entsprechende Politik um.

Diese Entwicklung in manchen mittel- und südosteuropäischen EU-Ländern wird seit einigen Jahren als Populismus bezeichnet. Wiewohl nicht falsch, beschreibt der Begriff nur ungenau, worum es geht. Populistisch bis demagogisch ist bei osteuropäischen RegierungspolitikerInnen in erster Linie die Rhetorik. Jenseits derer finden in einigen – längst nicht allen – dieser Länder Umgestaltungen statt, die mit typisch populistischer Politik eher wenig zu tun haben, sondern deren gemeinsamer Nenner vielmehr ihr antidemokratischer Charakter ist. BeobachterInnen haben dafür inzwischen den Begriff der imitierten oder simulierten Demokratie geprägt: Systeme, die nur noch eingeschränkt als Demokratien und Rechtsstaaten gelten können, aber auch keine klassischen Diktaturen sind.

Keno Verseck arbeitet als Südosteuropa-Korrespondent für deutschsprachige Zeitungen und Rundfunksender.



© REUTERS/Laszlo Balogh/LE/DP

Unter allen EU-Ländern Osteuropas ist Ungarn mit dieser Umgestaltung bisher am weitesten gegangen – der seit Frühjahr 2010 amtierende Regierungschef Viktor Orbán bekennt sich stolz dazu, sein Land zu einem «illiberalen Staat» umgebaut zu haben.

In Staatsapparat und öffentlichem Dienst wurden die Führungselite und ein Grossteil des höheren Personals nach 2010 binnen kürzester Zeit flächendeckend ausgetauscht. Die öffentlich-rechtlichen Medien liess die Orbán-Regierung ebenfalls innerhalb weniger Monate komplett umstrukturieren, zugleich wurden nicht regierungstreue Medienschaffende entlassen. Die privaten Medien Ungarns wiederum wurden in den vergangenen Jahren Stück für Stück von regierungsnahen Eigentümern aufgekauft. Unabhängiger Journalismus wird nur noch von wenigen Zeitungen, Internetportalen und TV- und Radiosendern angeboten, die mit wenigen Ausnahmen nur über geringe Reichweite verfügen. Fazit: In Ungarn herrscht Pressefreiheit – ohne freie Presse.

**Die grosse Säuberung** | Auch im Justizwesen fanden ein radikaler Umbau und ein Elitenwechsel statt. So etwa wurde das «Landesgerichtsamt» (OBH) geschaffen, eine zentrale Justizbehörde mit weitreichenden Kompetenzen und Weisungsbefugnissen gegenüber RichterInnen – und natürlich einer Orbán-treuen Chefin. Eine umstrittene, seit 2012 geltende Verfassung und mehrere seither vorgenommene Verfassungsänderungen enthalten zahlreiche Bestimmungen, die auf die langfristige Machtsicherung von Orbán und seiner Partei Fidesz zugeschnitten sind. So etwa liess Orbán die Befugnisse des Verfassungsgerichtes sowie die Möglichkeiten, sich an das Gre-

mium zu wenden, einengen. Das Ergebnis: Formal existiert die Gewaltenteilung zwar weiterhin – praktisch aber kaum noch.

Neben der Verfassung wurden auch andere, für eine Demokratie essenzielle Gesetze und Rahmenbedingungen stark auf die Bedürfnisse von Orbán und seiner Partei ausgerichtet. Das Parlament beispielsweise ist durch Änderungen der Geschäftsordnung zu einer blossen Abstimmungsmaschine verkommen. Das Wahlgesetz wiederum begünstigt Fidesz unter anderem durch das Zuschneiden der Wahlkreise zum eigenen Vorteil. Ungarische Wahlforscherinnen und Wahlforscher sagen deshalb, die Wahlen in Ungarn seien zwar frei, aber unfair.

In strategischen Wirtschaftsbereichen hat Orbán die «Politik der nationalen Souveränität» umgesetzt – gemeint ist die staatliche oder mindestens private ungarische Mehrheitseigentümerschaft in den Sektoren Medien, Bankwesen, Energie und Handel. Das ist inzwischen weitgehend der Fall. Grossenteils sind es Fidesz-nahe UnternehmerInnen oder Orbáns «Oligarchen», die als Eigentümer in einzelnen Sektoren fungieren. Die Überlegung hinter der «Politik der nationalen Souveränität»: Ungarische EigentümerInnen lassen sich leichter steuern als ausländische.

Zu Orbáns System gehört auch der «arbeitsbasierte Staat» – ein Slogan, hinter dem sich die offen propagierte Abschaffung des Sozialstaates in Ungarn verbirgt: Arme und Bedürftige, vor allem Roma, die grösste Gruppe der Verlierer im postkommunistischen Ungarn, die nicht zur Fidesz-Klientel gehören, erhalten kaum noch Sozialleistungen, und die auch nur, wenn sie kommunale Arbeit verrichten oder permanente Kontrollen und Disziplinar massnahmen über sich ergehen lassen. Diese Politik spart Kosten und ist bei vielen rassistisch eingestellten

Wählerinnen und Wählern zudem populär. Die eigene Wählerklientel dagegen, etwa Familien aus der Mittelklasse, unterstützt Fidesz durch spezielle Familienbeihilfen oder Wohnkostensenkungen, UnternehmerInnen profitieren von den EU-weit niedrigsten Steuersätzen, das Arbeitsrecht ist eines der flexibelsten und arbeitnehmerfeindlichsten in Europa.

**Ideologische Differenzen** | Nicht zuletzt zählt zum Wandel in Ungarn auch eine Militarisierung des öffentlichen Lebens, angefangen von der Einführung eines «patriotischen Wehrkundeunterrichtes» und einer Schulpolizei bis hin zur massiven finanziellen Förderung und gesetzlichen Aufwertung von Bürgerwehren.

Andere osteuropäische EU-Staaten sind dem ungarischen Beispiel gefolgt – allerdings nur teilweise. In der westlichen Öffentlichkeit herrscht derzeit der Eindruck eines neuen rechtsnationalen, EU-feindlichen «Ostblocks» vor. Aber das Bild ist komplexer. Die Entwicklung in den in osteuropäischen EU-Ländern verläuft nicht gleichförmig, zwischen ihren FührungspolitikerInnen bestehen viele Interessenunterschiede sowie politische und ideologische Differenzen.

Eine «nationalistische Front» bilden osteuropäische EU-Länder lediglich bei der Ablehnung von Flüchtlingsquoten – prinzipiell. Praktisch setzen die meisten Länder der Region

## Viktor Orbán träumte von der Revolte gegen die «Brüsseler Bürokraten» und ihr «Europäisches Imperium». Die Revolte fand nicht statt.

die Quote jedoch um, wenn auch zähneknirschend und unvollständig. Ansonsten kann von einem «Block» nicht einmal im Fall der seit 1991 kooperierenden Visegrád-Staaten Polen, Tschechien, Slowakei und Ungarn die Rede sein. Sie driften politisch vielmehr zunehmend auseinander.

Zwar versucht beispielsweise Jarosław Kaczyński in Polen, das ungarische Modell zu kopieren, allerdings verfügt er nicht über eine Zwei-Drittel-Mehrheit. Zudem bestehen zwischen Kaczyński und Orbán erhebliche aussenpolitische Differenzen, vor allem in der Russland-Politik. In den baltischen Republiken spielen rechtspopulistische, nationalistische Parteien nur eine geringe Rolle, ihre Agenda richtet sich vor allem gegen die einheimischen russischsprachigen Minderheiten. In der Slowakei hat der Regierungschef der linksnationalen Partei SMER, Robert Fico, letztes Jahr eine Abkehr von seinem einstigen populistisch-nationalistischen Diskurs vollzogen und sich zum Anhänger eines starken Kerneuropas erklärt. In Rumänien regieren wendekommunistische NationalistInnen, die nicht grundsätzlich EU-skeptisch sind,

sondern speziell den von Brüssel angemahnten Kampf gegen die Korruption abschwächen wollen. In Bulgarien ist eine konservativ-rechtsnationalistische Koalition mit ähnlicher Agenda an der Macht.

Der komplexeste Fall ist Tschechien, für das viele KommentatorInnen nach der Parlamentswahl im Oktober ebenfalls ein Abdriften in Richtung Rechtspopulismus diagnostizierten – denn dort stimmten fast 60 Prozent der WählerInnen für Anti-Establishment-Parteien, darunter allein 30 Prozent für die rechtspopulistische Bewegung «Aktion unzufriedener Bürger» (ANO) des Unternehmers und Milliardärs Andrej Babiš, der im Dezember letzten Jahres neuer Regierungschef wurde, allerdings nur ein Minderheitenkabinett anführt.

Babiš pflegt einen populistischen Diskurs, in dem er vor allem die angeblich ineffiziente und korrupte politische Elite Tschechiens anprangert. Darin erschöpft sich sein Populismus jedoch weitgehend. Lediglich in einem Punkt stimmt er mit Orbán und Kaczyński überein: Er plädiert für eine konsequente Abschottung der EU-Aussengrenzen gegen Flüchtlinge. In seinen Reden lässt Babiš gelegentlich einen vagen Euroskeptizismus anklingen, doch in der Realität ist er EU-freundlicher als mancher tschechische Politiker aus dem traditionellen Parteienspektrum. Denn das Firmenimperium des Milliardärs, die Agrofert-Holding mit ihren rund 250 Unternehmen, erstreckt sich über den gesamten europäischen Kontinent. Babiš braucht den freien EU-Markt und profitiert von Brüsseler Subventionen. Er fordert deshalb kein «Europa der Nationen» wie Orbán und Kaczyński, sondern eine verschlankte und effizientere EU.

Ein Konzept, Tschechien im Orbánschen Sinne umzugestalten, hat Babiš nicht, so wie er überhaupt kein kohärentes politisches Programm besitzt. Dennoch gehen von ihm einige Gefahren für den tschechischen Rechtsstaat aus: Babiš ist der Typ des ambitionierten, selbstherrlichen und zutiefst von sich selbst überzeugten Oligarchen, der glaubt, dass sein autoritärer unternehmerischer Führungsstil auch dem gesamten Land guttut. Er hasst die unabhängigen Medien und er begreift nicht, warum seine Steuer- und Subventionstrickserien, wegen derer gegen ihn ermittelt wird, echte Skandale sind. Doch inwieweit er Tschechien umkrepeln kann oder wird, ist noch völlig offen.

Ginge es nach Viktor Orbán, dann wäre 2017 das «Jahr der Revolte» gegen das europäische Establishment, gegen die «Brüsseler Bürokraten» und ihr «Imperium» geworden – so hatte Ungarns Ministerpräsident es verkündet. Die Revolte fand nicht statt. Kürzlich rief Orbán 2018 zum Jahr aus, in dem «der Willen der europäischen Völker wiederhergestellt» werde. Was immer er damit meinte – die Chancen stehen gut, dass er nochmals Unrecht behält. |

# Der Populismus ist tot. Es lebe der Populismus

**Populismus ist in den USA kein Schimpfwort. Des Volkes Stimme meldet sich von links wie rechts und nicht selten aus einer «radikalen Mitte».** Von Lotta Suter

«Freunde, der Populismus ist wahrhaftig, offiziell, un-leugbar tot», klagte die US-Journalistin Catherine Rampell Ende Jahr in der Washington Post. «Zeitpunkt des Ablebens: Samstag, 2. Dezember 2017, kurz vor 2 Uhr morgens.» Das ist der Moment, in dem der US-Senat der äusserst unpopulären Steuerreform zustimmte. Präsident Trump lobte den politischen Entschied und damit die massive Umverteilung von Kapital von unten nach oben, von Arm zu Reich, vom Volk zur wirtschaftlichen Elite.

**Brot und Spiele** | Man kann Donald Trumps Wandlung vom reaktionären volksnahen Kandidaten zum superreaktionären Neoliberalisten als Schlusspunkt der populistischen Bewegungen werten, die in den USA nach der grossen Wirtschaftskrise vor zehn Jahren entstanden sind. Ein Dämpfer für die Tea Party und ihre «Rebellion gegen die Eliten», die letztlich zur Wahl des Rechtspopulisten Trump geführt hat. Eine ernüchternde Niederlage auch für die Occupy Bewegung, die den überraschenden Achtungserfolg des links-populistischen Präsidentschaftskandidaten Bernie Sanders mitvorbereitete.

Doch der Populismus ist in den USA nicht wirklich tot. Präsident Trumps Wirtschaftspolitik bevorzugt zwar die wenigen Superreichen. Doch er bedient seine Basis weiterhin mit rassistischen, sexistischen, nationalistischen, fremdenfeindlichen und anti-intellektuellen Stammtischsprüchen und Schikanen. Das Volk, gemeint sind vorab die weissen heterosexuellen Christinnen und Christen, soll sich mit Brotkrumen und Schauspielen zufriedengeben, während die Elite schamlos prasst. Diese Art Rechtspopulismus hat zurzeit auch ausserhalb der USA bedrohlich viel Zulauf.

**Ein progressiver Populismus** | Eher US-spezifisch ist das gegenwärtige Erstarken von linkspopulistischen Positionen. Es ist nach den letzten Wahlen nicht mehr zu übersehen, dass ein grosser Teil der US-Bevölkerung mehr

will als die Wahl zwischen republikanischer und demokratischer Partei, zwischen Neoliberalismus und Neoliberalismus light. Es braucht eine fortschrittliche Politik, die klar und deutlich die Interessen des Volkes gegen die Spezialinteressen der Elite verteidigt. Und zwar die Interessen der gesamten Bevölkerung, ungeachtet ihrer Hautfarbe, ihres Geschlechts, ihrer Religion oder ihrer sexuellen Orientierung. Die feministische US-Philosophin Nancy Fraser kommt in einem langen Essay über die Zukunft nach Trump zum Schluss: «Der progressive Populismus ist vielleicht bloss eine Übergangsstation auf dem Weg in eine neue post-kapitalistische Gesellschaft», schreibt sie in der Politzeitschrift American Affairs, «doch wenn wir diese Option nicht verfolgen, verlängern wir bloss das bestehende Interregnum.» Eine unheilvolle Zwischenzeit, in der die Leute immer ärmer und kränker, ungebildeter und unsolidarischer werden.

**Warnen und beschleunigen** | Diese Hoffnung auf einen fortschrittlichen Populismus speist sich unter anderem aus rund 130 Jahren Geschichte, in denen populistische Bewegungen, Parteien und Personen von links, rechts und aus der «radikalen Mitte» ein fester Bestandteil der US-amerikanischen Politik gewesen sind. «Populists» nannten sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts als Erstes die Farmer im Westen, die sich gegen die Wirtschaftspolitik der Banken und Zulieferer an der Ostküste zur Wehr setzten. Die Bewegung war kurzlebig. Ein Teil ihrer Forderungen wurde von den etablierten Parteien aufgenommen. Bemerkenswert ist, dass diese frühen Linkspopulisten bereits Anstrengungen machten, auch Afroamerikaner und Frauen in ihre Reihen aufzunehmen.

Wenn die herrschenden politischen Werte und die Ängste, Hoffnungen und Sorgen eines breiten Teils der Bevölkerung

Lotta Suter lebt in Vermont (USA) und arbeitet als freie Korrespondentin und Buchautorin.



**«Der gute Populist»:** Der demokratische Präsidentschaftskandidat Bernie Sanders wettete gegen das Establishment und auch er verkaufte sich als «Mann des Volkes» – obwohl er seit Jahren in Washingtons Politzirkeln zu Hause war.

## Die Schwäche des Populismus ist seine Anfälligkeit für Sündenbockpolitik. Seine Stärke ist es, offene Konflikte und auch latente Spannungen klar zu benennen.

nicht übereinstimmten, tauchten in den USA jeweils populistische Bewegungen auf. Als frühe Warnung vor einer politischen Krise oder als Katalysator für die etablierte Politik.

Der «New Deal», die Wirtschafts- und Sozialreformen von Präsident Franklin Roosevelt in den 1930er Jahren, wurde von links angestossen. Die neokonservative Wende unter Präsident Ronald Reagan hatte 1980 Unterstützung von rechts. In den 1990er Jahren vertraten die Aussenseiterkandidaten Ross Perot, eher links, und Pat Buchanan, klar rechts, politische Positionen, die im zentristischen Zweiparteiensystem der USA keinen Platz fanden.

Es bedeutet eine Zuspitzung der Krise des US-amerikanischen Politsystems, dass im letzten Herbst ein bekennender Rechtspopulist die Präsidentenwahl gewann. Und dass der Linkspopulist Bernie Sanders heute als mit Abstand beliebtester Politiker der USA genannt wird.

**Politik für das Volk** | Nicht immer waren und sind populistische Gruppierungen in den USA klassisch links oder rechts einzuordnen. «Populismus ist keine Ideologie, sondern eine politische Logik – eine bestimmte Art, Politik zu denken», schreibt der Publizist und Philosoph John Judis in seinem 2016 erschienen Buch «The Populist Explosion», in dem er untersucht, wie die Wirtschaftskrise von 2008 die politische Landschaft in den USA und in Europa verändert hat. Und dann liefert der Autor trotzdem eine nützliche – und doch ideologische? – Unterscheidung: Der Linkspopulismus betreibt eine vertikale Politik, in der die unten und in der Mitte sich gegen die ganz oben wehren. Der Rechtspopulismus hingegen stellt das Volk gegen eine Elite, die er dann beschuldigt, eine dritte Gruppe zu verhätscheln und zu verwöhnen: zum Beispiel Immigrantinnen, Muslime oder Fürsorgeempfängerinnen. Der Linkspopulismus ist zweiteilig. Der Rechtspopulismus ist dreiteilig, er schaut nach oben, aber gleichzeitig auch herab auf eine «Outgroup», eine Fremdgruppe.

Die Schwäche des Populismus ist seine Anfälligkeit für solche Sündenbockpolitik. Seine Stärke ist es, offene Konflikte und auch latente Spannungen nicht mit voreiligen

Kompromissen zu übertünchen, sondern klar zu benennen. Aktuell ist das die Krise des Neoliberalismus und die Notwendigkeit einer politischen Alternative für das Volk. Für das ganze Volk. |

### «Wir, das Volk»

Die Verfassung der USA beginnt nicht wie in der Schweiz mit den hehren Worten «Im Namen Gottes des Allmächtigen». In der amerikanischen Konstitution aus dem Jahr 1787 steht als Erstes selbstbewusst «Wir, das Volk». Allerdings einigten sich die dreizehn Gründerstaaten schnell darauf, dass bloss weisse Männer zu diesem Volk gehören und somit Bürgerrechte haben sollen. 1857 versuchte der Sklave Dred Scott gegen seinen Sklavenhalter zu prozessieren, um die Freiheit zu erlangen. Doch das Oberste Gericht entschied, ein «Neger» – selbst wenn er in den USA geboren ist – könne prinzipiell keine Rechte haben, «die ein Weisser respektieren muss». 1872 wurde die Frauenrechtlerin Susan Anthony wegen «krimineller Stimmabgabe» verurteilt und gebüsst. Erst im 20. Jahrhundert wurden die politischen Rechte allmählich auch auf Frauen, Afroamerikaner und auf die indigene Bevölkerung des Landes, die Native Americans, ausgedehnt. Doch bis heute versucht die politische Rechte in den USA, ethnische Minderheiten vom Wählen abzuhalten. Die elf Millionen Menschen, die als Sans Papiers in den USA leben, arbeiten und Steuern zahlen, besitzen gar keinerlei politische Rechte.

Diese Kürzestgeschichte der USA illustriert zwei Punkte, die für ein Verständnis des US-amerikanischen Populismus wichtig sind. Erstens nimmt das Volk, das heisst die individuellen Bürgerinnen und Bürger, von jeher eine zentrale Rolle in der US-Politik ein, noch vor den Parteien, Institutionen und föderalistischen Strukturen. Und zweitens ist das «Volk» seit Gründung der USA eine unbeständige Grösse. In Politik, Kultur und Wirtschaft wird bis heute ausgehandelt, wer dazu gehört zu diesem Volk und wer nicht.

# Die Verlockung der Macht

## In Bolivien bröckelt der Glanz des Sozialismus unter dem Autoritarismus von Präsident Morales.

Von Sandra Weiss

Ärzte und Ärztinnen gehören nicht zu den Berufsgruppen, die man in Lateinamerika häufig auf Demonstrationen antrifft. Doch in Bolivien gehen sie seit Dezember auf die Strasse. Grund ist ein neues Strafgesetz, das im Artikel 205 Behandlungsfehler oder Nachlässigkeit bei ärztlichen Eingriffen mit bis zu sechs Jahren Haft bestraft. «Menschen zu helfen, wird damit zum Risiko», begründet der Vorsitzende des Ärztegremiums, Aníbal Cruz, den Ausstand. Der Paragraph sei unklar und bestrafe jedes negative Resultat. «Ganz so als wären wir Verbrecher, die Leute umbringen wollen», ereifert sich die Allgemeinärztin Ruth Aguilera. Präsident Evo Morales bezeichnete die Proteste als illegal und Teil einer Verschwörung, drohte mit Entlassungen und Lohnkürzungen.

Der Protest weitete sich Ende Januar zu einem Flächenbrand aus. Es gesellten sich die Busfahrer dazu, denn auch sie können künftig bei Unfällen wegen Totschlags und Körperverletzung belangt werden. Ihnen schlossen sich die HändlerInnen an, aus Furcht wegen Steuerhinterziehung künftig hinter Gitter zu landen. In El Alto, einer einstigen Hochburg von Morales, die 2015 an einen oppositionellen Bürgermeister ging, protestieren Schülerinnen, Schüler und Lehrpersonen gegen die Vernachlässigung der Bildung. Medienschaffende demonstrierten gegen verschärfte Straftatbestände der Diffamierung und Beleidigung. Die Kirchen kritisierten den Artikel 88, der «die Anwerbung von Menschen zur Teilnahme an bewaffneten oder religiösen Gruppen» sanktioniert. Die oppositionellen Provinzen wie Santa Cruz riefen zu einem Ausstand auf. «Das wird jetzt ein Karneval der Proteste», spottete der Vizeminister für Soziale Bewegungen, Alfredo Rada, kurz bevor die Regierung Ende Januar das

### Evo Morales bedient sich der klassischen Mittel des Populismus: Er stilisiert sich zum wahren Vertreter des Volkswillens gegenüber einer korrupten, rassistischen Elite.

Gesetz wieder zurückzog und vom Senat annullieren liess – Morales' bisher grösser politischer Rückschlag.

Daran trägt die Regierung freilich die Hauptschuld. Eine Debatte über Fahrlässigkeit und mehr Verantwortungsbewusstsein ist in Bolivien überfällig. Sie fand jedoch erst statt, nachdem das neue Strafgesetz verabschiedet worden war – und das ist symptomatisch für den politischen Zustand des Andenlandes. Nach zwölf Jahren bröckelt der Rückhalt für den ehemaligen Kokabauern Morales und seine linke «Bewegung zum Sozialismus» (MAS) – auch an der Basis. Statt auf die Kritik einzugehen, flüchtet die Regierung in immer autoritärere Praktiken.

**Immer autoritärer** | «Die Würfel sind gefallen, ich habe das neue Strafgesetz unterzeichnet, es werde angewendet!», hatte beispielsweise Vizepräsident Alvaro Garcia gesagt – ganz im Stile römischer Cäsaren. Diese Selbstherrlichkeit zeige, dass Dialoge und Debatten der Vergangenheit angehört und Bolivien auf dem Weg in den Totalitarismus sei, kritisiert der Politologe Jorge Roberto Marquez. Und einen Teil der Verantwortung trage auch die Opposition, die weder im Parlament – wo sie freilich die Minderheit stellt – noch ausserhalb ihre Arbeit getan habe. Populismus und einen Hang zum Autoritarismus werfen Kritikerinnen und Kritiker Morales schon lange vor. Mit seiner Mischung aus Volkstümmlichkeit, Charisma und Autoritarismus steht er in der Tat ganz in der Tradition der lateinamerikanischen Caudillos. Er bedient sich der klassischen Mittel des Populismus: Er stilisiert sich zum wahren Vertreter des Volkswillens gegenüber einer korrupten, rassistischen Elite, die das Land dem internationalen Finanzkapital in den Rachen werfe. Er versieht seine Klientel mit Posten und als Sozialhilfe getarnten Geldgeschenken – im Gegenzug für politische Loyalität. Oppositionelle wurden verfolgt und diffamiert. Dennoch gelang es dem 58-jährigen bislang – anders als seinem Vorbild Chávez –, durch eine pragmatische Wirtschaftspolitik die Geschäftsleute zu beschwichtigen und durch taktische Rückzüge, den Unmut rechtzeitig zu entschärfen.

**Erlöser mit Schönheitsfehlern** | Die Freund-Feind-Logik, mit der Morales das Land polarisiert, ist ein bewusstes Spiel mit dem Feuer. Laut Verfassung müsste er eigentlich 2019 einem Nachfolger Platz machen. Doch weil die MAS von der Lichtgestalt ihres Führers zusammengehalten wird und nicht von den Privilegien der Macht lassen will, soll es «Evo» noch einmal richten und eine «Machtübernahme



© Emric Marti / AP

Der ehemalige Coca-Bauer Evo Morales wurde zum ersten indigenen Präsidenten Boliviens. Doch haben sich viele Indigene von Morales längst abgewandt, unter anderem wegen der Ausbeutung der Bodenschätze auf ihrem Land.

durch die feindlichen, neoliberalen Eliten verhindern». Das hört der eitle, indigene Staatschef gerne. Wem käme sie nicht zupass, die Rolle des Erlösers und Retters des Vaterlands?

Sie hat jedoch einen Schönheitsfehler: Das Volk hat in einem Plebiszit vor einem Jahr gegen eine erneute Kandidatur von Morales gestimmt. Wie schon Amtskollegen vor ihm in Venezuela, Nicaragua, Argentinien oder Honduras wusste Morales dieses «Hindernis» durch einen Richterspruch der von ihm kontrollierten Justiz ausser Kraft zu setzen. Während andere Machthabende ihr «Menschenrecht auf Wiederwahl» ins Feld führten oder wie Hugo Chávez in Venezuela einfach ein zweites Referendum zum gleichen Thema ansetzten, kamen Morales' AnwältInnen mit internationalen Konventionen. Darin seien die Gründe aufgeführt, warum jemand nicht zu einer Wahl zugelassen werden dürfe. Die Tatsache, schon bald drei Legislaturperioden im Amt gewesen zu sein, gehöre nicht dazu.

**Korrupt und patriarchal** | Die Bilanz seiner bisherigen Amtszeit ist in vieler Hinsicht positiv: Die Armut sank von 63 auf 36 Prozent. Erstmals erreichten Gesundheits- und Alphabetisierungsprogramme auch die indigene Bevölkerungsmehrheit. Die Wirtschaft wuchs im Schnitt jährlich um fünf Prozent. Ein Gesetz zur Entschädigung der Diktaturoffer wurde verabschiedet, Haushaltshilfen hatten fortan Anspruch auf soziale Absicherung. In der Verfassung von

2009 wurde ein Anrecht auf Wasser und Strom verankert.

Weniger gut ist die Bilanz in Sachen Meinungsfreiheit und politische Rechte. Auf der Rangliste der Organisation Reporter ohne Grenzen ist Bolivien bei der Pressefreiheit auf dem 107. von 180 Plätzen – Tendenz fallend. UmweltschützerInnen bemängeln, dass Morales weiter auf die Ausbeutung der Bodenschätze setze und keinerlei Rücksicht auf Umweltbelange nehme. Die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch (HRW) kritisierte die Legalisierung der Kinderarbeit und Eingriffe in die Autonomie von NGOs inklusive ihrer Auflösung. «All diese Gesetze sind vage formuliert und ermöglichen Willkür und Zensur», so HRW-Amerika-Direktor Jose-Miguel Vivanco. «Die Mehrheit der Bevölkerung hinter sich zu haben, berechtigt eine Regierung nicht zur Verletzung von Menschenrechten oder von demokratischen Prinzipien wie der Gewaltenteilung.» Bolivien sei weiter korrupt, patriarchalisch und klientelistisch, die Justiz ineffektiv und politisiert, schrieben 180 Intellektuelle vor Kurzem in einer gemeinsamen Erklärung. Ein dritter Weg zwischen dem Neoliberalismus der bürgerlichen Vorgängerregierungen und dem aktuellen autoritären, korporativen Staat sei möglich. Wie dieser demokratische Rechtsstaat verwirklicht werden soll, liessen sie allerdings offen. |

Sandra Weiss ist Politologin und freie Journalistin und lebt in Mexiko-Stadt.

# Im Netz der alternativen Fakten

Sie kämpfen gegen «linkes Gutmenschentum» und die «Islamisierung des Abendlandes». Auch in der Schweiz sind populistische Nachrichtenportale auf dem Vormarsch. Von Camille Grandjean-Jornod

Die Schweizer Medienwelt ist im Umbruch: Verlage fusionieren, Zeitungstitel verschwinden, Medienschaffende verlieren ihre Jobs. Diese Umwälzungen haben das Auftauchen neuer Akteure begünstigt: Sogenannte alternative Nachrichtenportale haben im Internet zum ideologischen Kampf gegen die traditionellen Medien geblasen – wie beispielsweise die Webseite [lesobservateurs.ch](http://lesobservateurs.ch).

Der pensionierte Mediensoziologe Uli Windisch hat das Nachrichtenportal gegründet. Für ihn sind keine Worte hart genug, um die klassischen Medien zu geisseln: Sie seien ein «Hort linken Gutmenschentums» und manipulierender Fehlinformationen. Er sei stolz darauf, dass sich unter seinen Redaktoren kein einziger professioneller Journalist befinde und dass er Medientrainings für junge Leute mitorganisiert, «die in diesem Bereich arbeiten möchten, aber den linken Journalistenschulen entfliehen wollen».

Wir werden von einer korrupten Elite regiert, die uns in Komplizenschaft mit den Medien belügt – diese Schreckensvision des Populismus ist auch eine Grundannahme der «alternativen» Medienschaffenden. Ist das Portal [lesobservateurs.ch](http://lesobservateurs.ch) also populistisch? Chefredaktor Uli Windisch lehnt den Begriff nicht ab, auch wenn er den Ausdruck «populär» bevorzugt.

Laut dem Soziologen Thomas Jammet verbreitet das Portal einen anti-elitären Diskurs sowie «fremdenfeindliche Rhetorik, die Angst vor der Islamisierung Europas» schürt. Weltbilder, die der Historiker Damir Skenderovic als charakteristisch für den Rechtspopulismus bezeichnet: eine vertikale Opposition, «die Idee eines homogenen Volkes, das sich einer korrupten Elite entgegenstellt», und eine horizontale Opposition, «die zwischen denjenigen unterscheidet, die Teil der Gemeinschaft sind, und «den Anderen»».

Die Webseite [lesobservateurs.ch](http://lesobservateurs.ch) ist seit sechs Jahren online und wird inzwischen täglich von 10 000 bis 20 000 Menschen besucht, sagt ihr Gründer. Wichtiger als die Zahl der Leserinnen und Lesern ist aber die Vernetzung, die weit über die Landesgrenzen hinausgeht: «Unsere Webseite ist Teil ei-

nes Netzwerks von etwa zehn Webseiten, insbesondere französischsprachigen», sagt Uli Windisch. «Es ist ein globales Projekt, mit der Idee, einen echten politischen Gedankenstrom zu schaffen.»

In einer Sache sind sich der Soziologe Thomas Jammet und der [lesobservateurs.ch](http://lesobservateurs.ch)-Gründer Uli Windisch einig: Die Schweiz löst in den Kreisen der alternativen Mediensphäre «Faszination» aus. Das zeigt sich auch darin, dass Menschen wie Uli Windisch in ausländischen alternativen Medien oft zu Wort kommen. Es ist insbesondere die direkte Demokratie, die die Aufmerksamkeit von populistischen Bewegungen in ganz Europa auf sich zieht. Und historisch gesehen hat die direkte Demokratie den Aufstieg des Rechtspopulismus in der Schweiz begünstigt.

Der Historiker Damir Skenderovic erklärt: Rechtspopulisten «wussten die direktdemokratischen Instrumente wie die Volksinitiative zu nutzen, als sie im Parlament noch schwach waren, und konnten so die Menschen und Debatten weit über ihre zahlenmässige Stärke hinaus beeinflussen. Das ist einer

**Die SVP als Vorreiterin:** Die Schweiz fasziniert rechtspopulistische Medienmacher in ganz Europa.



der Gründe, warum die Schweiz beim Rechtspopulismus in Europa eine Vorreiterrolle spielte.» In der Schweiz sei mit der «Nationalen Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat» schon in den sechziger Jahren eine moderne populistische Partei gegründet worden, «lange vor Ländern wie Frankreich, Österreich oder den Niederlanden, und hier fand auch die erste Abstimmung gegen Immigration in Europa statt».

**Ein Land, mehrere Realitäten** | Für die Deutschschweiz relativieren die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern den Einfluss alternativer Medien. «Es gibt einige Webseiten wie legitim.ch, Alles Schall und Rauch oder Swiss Propaganda, und ihnen allen ist gemein, dass sie den Medien ein «Einheitsdenken» vorwerfen», erklärt Linards Udris, Mediensoziologe an der Universität Zürich. «Doch deren Publikum ist noch begrenzt, ausser bei einzelnen Nachrichten, die in sozialen Netzwerken manchmal plötzlich viral gehen.»

Dafür seien Zeitungen und Zeitschriften in der deutschsprachigen Schweiz eher geneigt, populistische Thesen zu verbreiten, als in der Westschweiz, stellt Thomas Häussler, Kommunikations- und Medienwissenschaftler an der Universität Bern, fest. «Wir sehen in den klassischen Medien der Deutschschweiz mehr Rechtspopulismus.» Das Beispiel der Weltwoche kommt einem sofort in den Sinn: Seit der Übernahme durch Roger Köppel, der für die SVP in den Nationalrat gewählt wurde, ist die Wochenzeitung zur «Zeitung der Neuen Rechten in der Deutschschweiz» geworden, beobachtet Damir Skenderovic.

Einen Rechtsruck gebe es aber auch bei anderen Titeln wie der NZZ. Für Linards Udris hat diese Entwicklung letztlich mehr Einfluss auf die öffentliche Meinung als die wenigen, neu entstandenen alternativen Medien. Zudem dominiere Christoph Blocher den Blätterwald immer stärker: Nach der Weltwoche und der Basler Zeitung hat Blochers BaZ-Holding im vergangenen Sommer 25 lokale deutschsprachige Gratisblätter gekauft und damit eine Leserschaft von mehr als einer Million Menschen gewonnen, wie Le Temps errechnet hat.

Der Kommunikationswissenschaftler Thomas Häussler weist auf ein weiteres Phänomen hin: «Wir müssen nicht nur darauf achten, was die Medien produzieren, sondern auch darauf, was die Leser damit machen.» Er zitiert als Beispiel den Blick: «Während sich die redaktionelle Linie bei Themen wie Migration eher nach links verlagert hat, haben die Leserkommentare der Zeitung eine ganz andere Ausrichtung: Die Online-Kommentarspalten sind zu einer Plattform für die Verbreitung rechtspopulistischer Ansichten geworden, die oft den Artikeln diametral entgegenstehen.»

Der Politologe Daniel Drezner stellt fest, dass in den USA «Menschen, die mehr rechts positioniert sind, überhaupt nicht mehr an Informationen aus linksgerichteten Medien glauben und umgekehrt». Gibt es in der Schweiz ebenfalls eine solche Polarisierung? Gewiss, die alternativen Nachrichten- und Medienseiten beschuldigen die traditionellen Medien aufs Heftigste, sie seien «Lügner». Und die traditionellen Journalistinnen und Journalisten bezeichnen wiederum die alternativen Portale als Verbreiter von Fake News.

Aber hierzulande ist die Polarisierung der Öffentlichkeit noch nicht so weit fortgeschritten wie in den USA, sagt Olivier Voirol, Soziologe an der Universität Lausanne. «In Europa und in der Schweiz sind wir nicht an diesem Punkt, auch wenn ich glaube, dass wir in diese Richtung steuern.» Sein Kollege Linards Udris weist darauf hin, dass zwar durchaus abgeschlossene Gemeinschaften entstehen, in denen Informationen zirkulieren. Aber auch er relativiert deren Bedeutung und stellt vor allem das Vertrauen in die traditionellen Medien in den Vordergrund, das in der Schweiz im internationalen Vergleich nach wie vor hoch sei.

Wichtiger als die zahlenmässige Grösse des Publikums dieser digitalen Seiten ist die Frage nach der Verbreitung der dort behandelten Themen: «Wir befinden uns heute in einem Umfeld, in dem solche Inhalte auf einfache Weise aufgenommen, gelesen und verbreitet werden können», betont Olivier Voirol. «Vor allem aber ist die Art und Weise, wie die Themen der extremen Rechten innerhalb weniger Jahre in die Welt der klassischen Rechten eingedrungen sind, ein äusserst aktuelles und mächtiges Phänomen.» |



# «Trump ist Profiteur der neuen Medienwelt»

Facebook, Fake News und Filterblasen: Seit Trumps Wahlsieg diskutieren wir über die unheimliche Macht des Internets. Bedrohen die neuen Medien unsere Demokratie? Und was lässt sich gegen Hetze und Desinformation im Netz tun? Fragen an den Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen.

Interview: Ramin Nowzad

► **AMNESTY:** Donald Trump sitzt im Weissen Haus. Ist daran eigentlich das Internet schuld?

◄ **Bernhard Pörksen:** Das Internet war im US-Wahlkampf ein entscheidender Faktor, ohne Frage. Viele der online kursierenden Fake News – man denke nur an Pizzagate und die Behauptung, Hillary Clinton sei Mitglied in einem Pädophilenring – wurden offensichtlich geglaubt. Das Team um den heutigen Präsidenten hat zudem sehr intensives Targeting betrieben, das heisst: Man hat mit Hilfe von Facebook spezielle Zielgruppen definiert und dann ganz gezielt agitiert. Und Trump hat darüber hinaus über Twitter und andere soziale Medien eine Art Direktkanal zu seinen Anhängern aufgebaut, ein eigenes Selbstbestätigungsmilieu kreiert. Aber es wäre falsch, nur das Netz schuldig zu sprechen.

► **Haben auch traditionellen US-Medien Trumps politischen Aufstieg befeuert?**

◄ Donald Trump ist der Profiteur einer veränderten Medienwelt. Es gab ein fatales Zusammenspiel: Das grassierende Misstrauen gegenüber den klassischen Medien, das Spekta-

kelinteresse des Fernsehens – wenn Trump auf Sendung ging, stiegen die Einschaltquoten um bis 160 Prozent –, die Möglichkeit, barrierefrei Propaganda zu verbreiten, die Neigung der journalistischen Elite, den Mann zuerst überhaupt

nicht ernst zu nehmen, also seine Betrugereien zunächst allenfalls nachlässig zu recherchieren, all das hat ihm, so muss man sagen, genützt.

► **Auch Wladimir Putin soll Trump unter die Arme gegriffen haben. Hat der russische Geheimdienst versucht, die öffentliche Meinung in den USA zu manipulieren?**

◄ So viel wissen wir: Es gab Versuche von russischer Seite, die öffentliche Meinung mit Propagandapostings auf Twitter und anderen sozialen Netzwerken zugunsten von Donald Trump zu beeinflussen; das ist Fakt. Aber wir wissen vieles noch nicht genau genug. Man denke nur an die geleakten E-Mails der Clinton-Mitarbeiter, die Wikileaks in einem entscheidenden Wahlkampfmoment bekannt gemacht hat. Ich hoffe hier auf weitere Aufklärung, die sich um die Frage dreht: Wie ist es gelungen, einen Netzaktivisten wie Julian Assange in eine Art Wahlkampfhelfer für Trump zu verwandeln?

► **Geht von solchen Desinformationskampagnen eine Gefahr für unsere Demokratien aus?**

◄ Unbedingt. Dies schon allein deshalb, weil Demokratien, aller konkreten Kritik zum Trotz, vom grundsätzlichen Vertrauen in ihre Informationsmedien leben. Desinformation verunsichert. Und sie erzeugt eine Stimmung der gefühlten Manipulation. Man weiss irgendwann nicht mehr, was stimmt. Das ist ein elementarer, zutiefst schädlicher Effekt des verdeckten Informationskrieges.



© Peter-Andreas Hasslepp

**Bernhard Pörksen**, Jahrgang 1969, ist Professor für Medienwissenschaft an der Universität Tübingen. Sein neues Buch «Die große Gereiztheit» analysiert die Erregungsmuster des digitalen Zeitalters und das grosse Geschäft mit der Desinformation.

► Früher gab es Wahrheitsautoritäten, die im Zweifelsfall darüber entschieden, was der Fall ist: Journalisten, Wissenschaftlerinnen, Richter. Schwindet im digitalen Zeitalter der Glaube an solche Autoritäten?

◀ So scharf würde ich es nicht formulieren, aber man kann zeigen: Autorität ist heute umstrittener und angreifbarer denn je. Und es können sich eben auch diejenigen verbünden und vernetzen, die klassische Autoritäten ablehnen. Das ist prinzipiell eine gute Nachricht, aber sie setzt konkret ein Höchstmass an Mündigkeit und Verantwortungsbewusstsein voraus.

► Deutschland geht nun per Gesetz gegen den Hass auf Facebook vor, in Frankreich will Präsident Macron Fake News verbieten. Nennt man sowas nicht Zensur?

◀ Die aktuelle Gesetzgebung in Deutschland zielt im Kern nicht gegen Fake News, das wäre schrecklich, falsch und einer Demokratie unwürdig: eine Art Wahrheitsinstanz in Gestalt der Regierung, die festlegt, was man glauben darf und was nicht. Es geht eher um die Frage, wie man strafbare Inhalte löscht, die Plattformbetreiber aus ihrer Haltung der Gleichgültigkeit und der organisierten Unverantwortlichkeit heraus zwingt. Ich bin kein grosser Freund des jetzigen Gesetzesentwurfs – und doch: Strafbare Hasskommunikation muss verschwinden. Das ist keineswegs Zensur.

► Jeder darf mitreden, alle können sich vernetzen – die grosse Verheissung des digitalen Zeitalters scheint nun als Schreckensvision wiederzukehren. Begünstigt das Internet die ideologische Radikalisierung unserer Gesellschaften?

◀ Es begünstigt eine Gefühlslage der grossen Gereiztheit, weil sich alle zuschalten können, Konflikte nicht mehr eingrenzbar sind, immer wieder angeheizt werden können. Wir sehen alles sofort: das Banale, das Bestialische, die rührende Geschichte und die relevante Information.

► Was wir auf Facebook und Google konkret zu sehen bekommen, entscheiden unsichtbare Algorithmen. Welche Macht haben die Konzerne damit auf unsere Weltwahrnehmung?

◀ Algorithmen sind so etwas wie die Geheimrezepte der Wirklichkeitskonstruktion im digitalen Zeitalter. Das Problem ist, dass wir schlicht nicht genau wissen, wer uns auf welche Weise die Realität zurechtschneidet. Hier braucht es mehr Transparenz – auf dem Weg zu einer grösseren Filtersouveränität des Einzelnen. Man müsste, schon durch Voreinstellungen und in Kenntnis der Wahlmöglichkeiten, mitentscheiden können, was einem gezeigt werden soll. Primär klassische Nachrichten? Die Postings von Freunden? Das Video, das gerade aktuell viral geht?

► In Ihrem neuen Buch «Die grosse Gereiztheit» beschreiben Sie unsere Gegenwart als eine medienhistorische Krisenzeit. Wie kommen wir da heraus?

◀ Meine im Letzten optimistische Antwort lautet: durch Bildung. Wir brauchen eine Erziehung zur Medienmündigkeit.

► Aber Bildung braucht Zeit. Die digitalen Innovationen verändern unsere Welt nicht nur immer radikaler, sondern auch immer schneller. Wie sollen Schulen mit dem Innovationsstakkato Schritt halten können?

◀ Gar nicht, weil der verzweifelte Versuch, dem Innovationstempo gerecht zu werden, den Charakter von Erziehung zum Negativen verändern würde. Schulen müssen ein geschützter Raum bleiben, ein Labor mit der richtigen Mischung aus Realitätsnähe und Realitätsdistanz. Medienerziehung ist so verstanden immer auch Werteerziehung. Was mir vorschwebt, ist die Utopie einer redaktionellen Gesellschaft: Weil jeder zum Sender geworden ist, sollte jeder heute auch als sein eigener Redaktor handeln, Quellen einschätzen lernen. Es geht darum, dass die Grundfragen des guten Journalismus – was ist glaubwürdige, relevante, veröffentlichungsreife Information? – zu einem Element der Allgemeinbildung werden. Sie gehen heute alle an. |

© Josh Haner/The New York Times



Der mächtigste Twitter-Troll der Welt: US-Präsident Donald Trump.



## Der Druck steigt

Vietnam geht gegen Menschenrechtlerinnen und Menschenrechtler in die Offensive. Aus Angst vor Repressionen setzen sich Dissidenten ins Ausland ab. Andere trotzen dem Regime. Von Mathias Peer

**An einer Demonstration in Hanoi** im September 2016 wird ein gerechtes Verfahren für einen inhaftierten Blogger und eine Landrechtsaktivistin verlangt.

Vor seiner Flucht isst Herr Hoang noch einen letzten Teller Pho – die Nudelsuppe ist Vietnams Nationalgericht. Dann packt er seinen Koffer und macht sich auf den Weg. Er hat sein Handy, einen Computer, Kleidung und ein paar Ersparnisse dabei. Herr Hoang verabschiedet sich von niemandem. Seine Freunde und Verwandten sollen sich keine Sorgen machen. Er will auch nicht, dass jemand versucht, ihn von seinem Plan abzubringen. Herr Hoang ist fest davon überzeugt, dass er das Richtige tut: In Saigon kann er nicht länger bleiben. In seiner Heimat ist es zu gefährlich geworden.

Herr Hoang ist ein vietnamesischer Dissident. Vor sechs Jahren begann er damit, sich politisch zu engagieren. Er ging zu Demonstrationen und schrieb Artikel und Blog-Einträge, in denen er das kommunistische Regime in seiner Heimat kritisierte. Ungefährlich war das noch nie: Vietnams Ein-Parteien-Herrschaft unterdrückt abweichende Meinungen seit der Wiedervereinigung vor vier Jahrzehnten. Kritiker und Kritikerinnen des Regimes werden regelmässig zu Haftstrafen verurteilt. In den vergangenen Monaten stieg der Druck aber spürbar: Dutzende Oppositionelle kamen ins Gefängnis. Menschenrechtsorganisationen sprechen von einem beispiellosen Durchgreifen gegen die freie Meinungsäusserung.

### «China ist nicht das Problem» |

Zwei Monate nach seiner Flucht geht Herr Hoang durch ein Wohnviertel in der thailändischen Hauptstadt Bangkok. Er trägt ein unauffälliges Kurzarmhemd, Sandalen und eine Dreiviertelhose. Der

Lärm der Grossstadt ist hier nur noch als leichtes Rauschen zu hören, Kinder spielen auf der Strasse, nur alle paar Minuten fährt ein Auto vorbei. Zwischen Herrn Hoang und seiner alten Heimat liegen mehr als 700 Kilometer und zwei Landesgrenzen. Richtig sicher fühlt sich der über 40 Jahre alte Mann aber immer noch nicht. Er fürchtet, dass ihn das vietnamesische Regime auch im Ausland aufspüren könnte. Er verweist auf den Fall von Trinh Xuan Thanh, einem ehemaligen Manager bei einem Staatskonzern, der in Deutschland Asyl suchte. Er sei vom vietnamesischen Geheimdienst zurück in seine Heimat verschleppt worden, davon seien auch die deutschen Ermittlungsbehörden überzeugt. «Ich versuche, so weit wie möglich unerkannt zu bleiben», sagt der Aktivist. Hoang ist deshalb auch nicht sein echter Name. Er will seine Geschichte nur unter einem Pseudonym erzählen.

Sie beginnt mit der Wut auf Vietnams grossen Nachbarn: China. Das Land ist bei vielen Vietnamesinnen und Vietnamesen unbeliebt – besonders weil die chinesische Regierung mit Vehemenz Gebietsansprüche im Südchinesischen Meer anmeldet. Inselgruppen, die Pekings Führung für sich reklamiert, sehen auch die VietnamesInnen als die ihren. Herr Hoang bezeichnet sich selbst als Patriot. Er sah es deshalb als selbstverständlich an, öffentlich dagegen zu protestieren, als China 2011 ein Erkundungsschiff in das umstrittene Gebiet schickte. Doch Vietnams Regierung liess die Demonstrierenden nicht lange gewähren. Sie befahl ein Ende der Proteste und liess Medienberichten zufolge Dutzende Aktivistinnen und Aktivisten festnehmen. «Mir wurde da bewusst, dass das eigentliche Problem für uns nicht in Peking liegt, sondern in Hanoi», erzählt Hoang in ruhigem, sachlichem Ton. «Ich habe dann angefangen, mich auf Menschenrechtsverletzungen zu fokussieren und darüber zu schreiben.»

**Überwachung nimmt zu** | Dass die Menschenrechtslage in Vietnam verheerend ist, bestätigen auch Studien internationaler Organisationen. Die liberale Denkfabrik Freedom House führt Vietnam in ihrem Jahresbericht 2018 als eines der unfreiesten Länder der Welt auf. Die Organisation Reporter ohne Grenzen listet Vietnam in ihrem Pressefreiheitsindex auf Rang 175 von 180 untersuchten Ländern. Amnesty International betrachtet 90 Personen als gewaltlose politische Gefangene, wie James Gomez, Amnesty-Regionaldirektor in Südostasien, berichtet.

Wie sehr die Festnahmen Vietnams Menschenrechtsszene verunsichern, hat James Gomez im November während einer Konferenz für südostasiatische AktivistInnen auf den Philippinen erlebt. Viele der vietnamesischen Teilnehmenden stachen hervor: Sie trugen Sticker auf ihren Jacken und Hemden – mit der Bitte, sie nicht zu fotografieren. Ein Bild reichte schon aus, um in den Fokus der Behörden zu geraten, lautete die Befürchtung. «Die staatlichen Überwachungsaktionen nehmen zu», sagt Gomez.

Die Sorge der AktivistInnen erscheint berechtigt. Mehrfach machte Vietnam mit seinem harten Vorgehen gegen Dissidenten international Schlagzeilen: Im Oktober wurde der 24 Jahre alte Blogger Phan Kim Khanh zu sechs Jahren Haft verurteilt. Das Regime beschuldigt ihn der staatsfeindlichen Propaganda – einer der gängigen Vorwürfe, um Kritikerinnen und Kritiker mundtot zu machen. Im September erhielt der 36-jährige Menschenrechtler Gioan Nguyen Van Oai eine fünfjährige Gefängnisstrafe – wegen eines angeblichen Verstosses gegen seine Bewährungsaufgaben. Er hatte zuvor gegen eine Stahlfirma protestiert, die 2016 giftige Chemikalien ins Meer leitete und damit ein massenhaftes Fischsterben auslöste. An Demonstrationen wurde eine Mitverantwortung der Regierung postuliert. An den Protesten

Mathias Peer ist Korrespondent von weltreporter.net und lebt in Bangkok.

war auch Nguyen Ngoc Nhu Quynh beteiligt – eine der populärsten Bloggerinnen Vietnams, die unter dem Spitznamen Mother Mushroom bekannt ist. Sie schrieb über Meinungsfreiheit und Polizeigewalt. Im Juni wurde sie zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt.

**Gefährliche Blogs** | Herr Hoang, der in Vietnam jahrelang von der Zivilpolizei überwacht und immer wieder daran gehindert wurde, an Protesten und Aktivistentreffen teilzunehmen, bekam vor einigen Monaten eine Warnung: Befreundete RegimegegnerInnen hatten Informationen, die nahelegten, dass auch ihm eine Anklage drohe. Herr Hoang entschloss sich daraufhin zur Flucht.

Nicht alle seiner MitstreiterInnen haben jedoch das Land verlassen. Der Blogger Nguyen Chi Tuyen aus Hanoi, der unter dem Namen Anh Chi bekannt ist, will bleiben – obwohl er sich alles andere als sicher fühlt. «Sie können festnehmen, wen immer sie wollen», sagt er. «Aber ich habe keine Angst. Ich bin bereit, Opfer zu bringen, für das Land und seine Bewohner.» Anh Chi ist 43 Jahre alt. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder im Teenageralter. Er arbeitet als Vietnamesischlehrer und Übersetzer. Der Hauptgrund, weshalb jahrelang Zivilpolizisten vor seinem Haus positioniert waren, sind aber seine Aktivitäten im Internet. Anh Chi betreibt eine politische Facebook-Seite mit mehr als 40.000 Abonnentinnen und Abonnenten. «Ich kämpfe für meine Werte: Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, Menschenrechte», sagt er.

Wie gefährlich diese Arbeit ist, offenbart Anh Chis Facebook-Seite. In der linken Spalte ist der Blogger mit blutüberströmten Gesicht zu sehen. Das Foto stammt aus dem Mai 2015: Anh Chi hat-



**August 2012:** An der Protestkundgebung gegen das aggressive Verhalten Chinas im südchinesischen Meer wurden mehr als 40 Personen verhaftet.

te gerade seinen Sohn zur Schule gebracht und fuhr mit seinem Moped nach Hause. Fünf Männer verfolgten ihn und hielten ihn an. Sie schlugen mit Fäusten, Stöcken und Ziegelsteinen auf ihn ein. Die Attacke endete erst, als Passanten anhielten, um ihm zu helfen. Bestraft wurde für den mutmasslichen Einschüchterungsversuch niemand.

«Es ist ein tödliches Spiel mit einem gigantischen Gegner», sagt der Aktivist über seine Arbeit. Doch auch nach dem Angriff und der jüngsten Offensive der Behörden gegen Menschenrechtlerinnen und Dissidenten will er damit nicht aufhören: «Die vietnamesische Bevölkerung verlangt den Wandel, und niemand wird diesen Wandel aufhalten können.»

Gründe für das zuletzt besonders harte Vorgehen gegen Aktivistinnen und AktivistInnen sehen BeobachterInnen unter an-

derem in einem Machtwechsel innerhalb der Kommunistischen Partei, der konservative Hardliner an die Spitze brachte – und am geschwundenen Interesse der USA an Menschenrechtsfragen, Vietnams wichtigstem Verbündeten. Anh Chi hält einen weiteren Grund für entscheidend: «Das kommunistische Regime hat Angst vor den Bürgern, die nach und nach ihre Rechte kennenlernen.»

Für Herrn Hoang hat unterdessen im Exil in Bangkok ein neuer Kampf um seine Rechte begonnen. Thailand hat die Genfer Flüchtlingskonvention nicht unterzeichnet. Politisch Verfolgten garantiert das Land deshalb keinen Schutz. Hoang muss die Abschiebung fürchten. Seine Zeit verbringt er hauptsächlich in einem Zimmer, das er sich am Stadtrand gemietet hat. «Ich versuche, nicht aufzufallen», sagt er. Seine kritischen Artikel schreibt er aber auch im Exil weiter. |

**Staatsfeindlichen Propaganda – ein gängiger Vorwurf, um Kritikerinnen und Kritiker mundtot zu machen.**

# Höchste Alarmstufe

Die Polizei tötet Demonstrierende, und im Herzen des Landes wüten blutige Kämpfe: Die Lage in der Demokratischen Republik Kongo eskaliert. Millionen Menschen sind auf der Flucht, Hunderttausende Kinder drohen zu verhungern. Von Bettina Rühl

Tränengas und scharfe Munition – damit antwortet die kongolesische Polizei immer öfter auf politische Proteste. Seit einem Jahr geht die Bevölkerung in vielen Landesteilen der Demokratischen Republik Kongo auf die Barrikaden. Der Grund: Staatschef Joseph Kabila weigerte sich im Dezember 2016 zurückzutreten, obwohl seine Amtszeit abgelaufen war. Bis heute hält er sich in der Hauptstadt Kinshasa an der Macht. Die fälligen Wahlen verschleppt er mit wechselnden Argumenten.

Das vorletzte Januarwochenende war geradezu symptomatisch für den Stand der politischen Auseinandersetzung in dem ressourcenreichen zentralafrikanischen Staat: Für Sonntag, den 21. Januar 2018, hatte die katholische Kirche mit Unterstützung der muslimischen Gemeinschaft und Teilen der protestantischen Kirche wieder einmal zu friedlichen Protesten in der Hauptstadt aufgerufen. Die Regierung hatte die Märsche im Vorfeld verboten. Wie zufällig fiel das Internet am Tag vor den geplanten Demonstrationen in vielen Landesteilen aus.

Trotzdem fand der Marsch in Kinshasa am Sonntag nach der Morgenmesse statt. Die Polizei reagierte mit Gewalt. Medienberichten zufolge wurden mindestens sechs Menschen getötet und mehr als 50 verletzt. Hunderte friedliche Demonstrantinnen und Demonstranten nahmen die Sicherheitskräfte fest. Auch in den Städten Goma und Bukavu im Osten des Landes und der Stadt Mbuji-Mayi in den Diamantengebieten kam es zu

Ausschreitungen mit Dutzenden Verletzten und vielen Festnahmen.

«Barbarei» | Es war nicht die erste Eskalation zwischen staatlichen Sicherheitskräften und Demonstrantinnen und Demonstranten, die einem Aufruf der katholischen Kirche gefolgt waren. Die Kirche genießt im Land hohes Ansehen und bezieht auch politische Stellung. Schon am 31. Dezember 2017 hatten katholische Geistliche zu Friedensmärschen aufgerufen. Polizei und Sicherheitskräfte gingen mit massiver Gewalt gegen KirchgängerInnen und Priester vor, schossen in die demonstrierende Menge. Die Bilanz: mindestens neun Tote, zahlreiche

Verletzte und unzählige Festnahmen. Der kongolesische Kardinal Laurent Monsengwo sprach von staatlicher «Barbarei». Hunderte Menschen landeten in den vergangenen Monaten im Gefängnis.

Doch nicht nur die politischen Proteste nehmen zu, sondern auch die bewaffneten Kämpfe. Vor allem in der Provinz Zentral-Kasai spitzt sich die Lage zu. Nach Schätzungen der Vereinten Nationen wurden dort in den vergangenen Monaten Hunderte Menschen getötet. Der bewaffnete Konflikt in der Region begann im August 2016 nach dem Tod von Kamwina Nsapu. Der Milizenführer kämpfte mit seinen Truppen gegen Präsident Joseph Kabila – und wurde von



Marsch nach der Morgenmesse: Demonstration am 21. Januar 2018 in Kinshasa.

© REUTERS/Kenny Katombe



© REUTERS/Kenny Katombe

Schüsse und Tränengas gegen Protestierende.

Soldaten getötet. Seither eskaliert in Kasai die Gewalt. Ende März 2017 wurden 39 kongolesische Polizisten in einem Hinterhalt getötet und enthauptet. Kurz zuvor waren zwei Mitarbeiter der Vereinten Nationen entführt worden, ihre Leichen fand man zwei Wochen später. Allein in Kasai wurden durch den bewaffneten Konflikt im Jahr 2017 mehr als 1,4 Millionen Menschen vertrieben.

Mehr als 80 Massengräber haben die Vereinten Nationen im vergangenen Jahr in Kasai entdeckt, doch die Regierung verhindert eine Untersuchung der dahinterliegenden Verbrechen. Der Uno-Menschenrechtsbeauftragte Zeid Ra'ad Al Hussein hat schon im Sommer dazu aufgefordert, die Menschenrechtsverletzungen im Kongo zu untersuchen, darunter

Massenhinrichtungen, den Missbrauch von Kindern als Soldaten und sexuelle Gewalt. Laut den Vereinten Nationen ist die Zahl der Menschenrechtsverletzungen 2016 im Vergleich zum Vorjahr um 30 Prozent gestiegen. Zwei Drittel dieser Verbrechen werden demnach von staatlichen Sicherheitsorganen begangen, nur ein Drittel von Rebellen und Milizen.

Die Uno-Mission MONUSCO kann die Bevölkerung offensichtlich nicht schützen, obwohl sie mit ihren 16 000 Soldaten zu den weltweit stärksten gehört. Weil Massaker praktisch vor ihren Augen verübt werden, ohne dass die Blauhelme rechtzeitig einschreiten, wird die MONUSCO seit Jahren immer wieder kritisiert.

### Dramatische Appelle | Daniel

Ruiz, der die MONUSCO in der ostkongolesischen Metropole Goma leitet, gibt einen Teil der Kritik an die kongolesischen Sicherheitskräfte weiter. Die Uno-Mission ist laut Mandat dazu verpflichtet, mit dem kongolesischen Staat zusammenzuarbeiten. Dabei seien die Sicherheitskräfte im Kongo «leider nicht immer gut ausgebildet», sagte Ruiz bei einem Interview im Frühjahr 2017. «Es gibt häufig Elemente unter ihnen, die Verbrechen begehen.» Die MONUSCO arbeite in begrenztem Masse mit der Führungsebene zusammen, um Soldaten und Polizeikräfte, die schwere Fehler begehen, zu disziplinieren. Und sie kooperiert auch mit Militärgerichten, um diejenigen zu bestrafen, die schwere Verbrechen verüben. «Leider gibt es trotzdem regelmässig Übergriffe. Es wäre wünschenswert, dass in naher Zukunft die Disziplin von Polizei und Militär strenger wäre, sodass sich diese Dinge nicht mehr wiederholen.»

Trotz aller diplomatischen Zurückhaltung macht Daniel Ruiz deutlich, dass seiner Meinung nach viele von der wachsenden Gewalt profitieren. «Bestimmte Mitglieder bewaffneter Gruppen stehen kriminellen Netzwerken nahe und berei-

chern sich persönlich an den Mineralien und anderen Ressourcen des Landes», sagt der UN-Diplomat. «Das gilt für fast alle bewaffneten Gruppen.» An Bodenschätzen ist der Kongo reich, zum Beispiel an Gold, Koltan und Diamanten. Laut Ruiz haben einige Milizen bisweilen auch eine politische Agenda. Doch andere hätten alle politischen Ziele verloren und wollten sich ausschliesslich bereichern: durch Schmuggel unterschiedlichster Ressourcen oder durch Zwangsabgaben, die sie von der Bevölkerung erpressen.

Die anhaltende Gewalt hat den Kongo in eine dramatische humanitäre Krise gestürzt. Die Hilfswerke der Vereinten Nationen haben im Oktober 2017 für das Land die höchste humanitäre Alarmstufe ausgerufen. Allein in Kasai zählt die Uno rund 1,7 Millionen Binnenvertriebene. Landesweit sind fast vier Millionen Menschen auf der Flucht. Ihnen wird weit weniger Hilfe zuteil, als sie bräuchten. Dramatische Appelle werden deshalb häufiger. Im Dezember warnte erst das Uno-Welternährungsprogramm WFP vor einer Hungerkrise im Kongo. WFP-Direktor Claude Jibidar sagte, dass ohne sofortige Unterstützung vor allem viele Frauen und Kinder bald sterben würden. In der gesamten Region bräuchten mehr als drei Millionen Menschen Nahrungsmittelhilfe. Das WFP habe aber aus Geldmangel seine normalen Rationen bereits halbieren müssen. Kurz darauf folgte das Uno-Kinderhilfswerk Unicef mit einer dramatischen Warnung: In der Provinz Kasai drohten mindestens 400 000 Kinder zu verhungern. Grund seien die anhaltende Gewalt und die Vertreibungen. Im Zentrum des Kongo seien darüber hinaus 750 000 weitere Kinder unterernährt. Auch ihnen ist letztlich nur mit einer Lösung der politischen Krise zu helfen. |

Bettina Rühl ist freischaffende Afrika-Korrespondentin und lebt in Kenia.

# Losfahren

**Frauen sollen ab Mitte 2018 in Saudi-Arabien Auto fahren dürfen. Ein Erfolg, auch für Manal al-Sharif, die sich verbotenerweise schon 2011 hinters Steuer setzte.**

Von Hannah El-Hitami

In Saudi-Arabien verändert sich etwas, dessen ist sich die 38-jährige Manal al-Sharif sicher. Man könne wieder durchatmen. So durften Frauen im September zum ersten Mal das Stadion der Hauptstadt Riad betreten, als dort ein Fest zum Nationalfeiertag stattfand. Doch das wichtigste Signal war wohl das königliche Dekret zur Abschaffung des Fahrverbots für Frauen Ende September. Ab Juni 2018 sollen die knapp 14 Millionen Bürgerinnen des Königreichs ihre Fahrzeuge selbst steuern dürfen. Den Führerschein können sie dann ohne die Erlaubnis eines männlichen Vormunds beantragen.

## Protest gegen Vormundschaft

Die Aufhebung des Verbots ist jedoch keine rein frauenrechtliche Errungenschaft. Kronprinz Mohammed Bin Salman hat eine «Vision 2030» für das Land entworfen, die unter anderem vorsieht, dass Frauen künftig etwa ein Drittel der Arbeitskräfte stellen sollen – bisher sind es lediglich 22 Prozent. Ohne selbst zur Arbeit zu fahren, wird das nicht möglich sein, ist sich die IT-Expertin und Aktivistin Manal al-Sharif sicher: «Die Frauen sind gebildet, sie sind bereit zu arbeiten, aber Mobilität ist ein riesiges Problem.» Sie selbst sei auf der Strasse sexuell belästigt und verfolgt worden, als sie eines Abends keinen Fahrer fand und sich zu Fuss auf den Heimweg machen musste.

Manal al-Sharif berichtet auch in ihrer Autobiografie «Losfahren» von ihrem Le-

**Sie hielt sich nicht an das Fahrverbot für Frauen**  
Manal al-Sharif



ben in Mekka, wo sie 1979 geboren wurde. Sie beschreibt, wie sie sich 2011 aus Protest gegen die männliche Vormundschaft hinters Steuer setzte und durch die Küstenstadt al Khubar fuhr. Wenige Tage später wurde sie festgenommen und verbrachte neun Tage in Untersuchungshaft, ehe sie – auch auf internationalen Druck hin – freigelassen wurde.

Weil sie danach Morddrohungen erhielt, gab sie ihre Stelle bei der staatlichen Ölfirma Aramco auf. Heute lebt sie mit ihrem Mann und ihrem jüngeren Sohn in Australien. Doch engagiert sie sich weiterhin für Frauenrechte in ihrem Heimatland. «Wir haben Frauen ermutigt, ihren Führerschein im Ausland zu machen, und Unterschriften gesammelt. Wir haben Kampagnen und Studien durchgeführt, um auf das Thema aufmerksam zu machen. Und jetzt haben wir es tatsächlich geschafft», erzählt sie in einem syrischen Restaurant in Berlin.

**Steuer in Frauenhänden** | Ginge es nach dem Willen der saudischen Führung, dürfte sie das eigentlich gar

nicht sagen. Der Staatssicherheitsdienst habe sie nach Verkündung des Dekrets vor jeglicher Äusserung gewarnt. Zunächst habe sie sich daran gehalten. Doch als sie feststellte, dass Frauen, die sich zuvor nie engagiert hatten, in sozialen Medien plötzlich die Regierung lobten und gleichzeitig Aktivistinnen wie Manal al-Sharif angriffen, habe sie ihr Schweigen gebrochen.

Schliesslich ist es auch ein Sieg der saudischen Frauen und ihrer männlichen Verbündeten, die schon vor mehr als einem Vierteljahrhundert begannen, sich gegen das Fahrverbot aufzulehnen. Bereits 1990 waren 47 Frauen in 15 Fahrzeugen durch Riad gefahren – weil sie es satt hatten, immer von Männern abhängig zu sein. Seitdem nahmen entschlossene Frauen das Steuer immer wieder selbst in die Hand, trotz des Risikos, inhaftiert zu werden und damit Job oder Familie zu verlieren.

Die Versuche der Sicherheitskräfte, Manal al-Sharif und andere Aktivistinnen zum Schweigen zu bringen, zeigen, dass diese Gefahr immer noch nicht völlig gebannt ist. |

# Hummus oder Fondue?

Die Kurdin Sewe Karakus flüchtete vor sieben Jahren aus der Türkei in die Schweiz. Heute hilft sie anderen Geflüchteten, in Europa anzukommen.

Von Ramin Nowzad

Die einfachsten Fragen sind die schwierigsten. Wer sind wir? Woher kommen wir? Wohin gehen wir? Sewe Karakus ist 31 Jahre alt, wohnt in Bern und denkt über diese Fragen momentan besonders viel nach. Vor siebeneinhalb Jahren flüchtete Sewe aus der Türkei in die Schweiz. Damals hiess sie noch Sevda.

«Als ich in der Schweiz ankam, sah ich im Zug Willkommensschilder in allen vier Landessprachen», erinnert sie sich. «Ich konnte es nicht glauben und musste sofort ein Beweisfoto schiessen.» Als Sewe in der Türkei aufwuchs, war es Kurdinnen und Kurden verboten, ihre eigene Sprache zu sprechen. «Nicht einmal einen kurdischen Vornamen durfte ich tragen. In meiner Geburtsurkunde steht <Sevda>.»

Sewe spricht inzwischen gutes Deutsch – mit Berner Akzent. Mit 21 sass sie das erste Mal im Knast. Ihr Verbrechen: Sie hatte im südosttürkischen Diyarbakir friedlich für die Rechte der Kurden demonstriert. «Gefängnis, Folter, Sprachverbote – das war für mich alles normal. In der Schweiz habe ich erst realisiert, dass ein anderes Leben möglich ist.»

**Nicht als Opfer dastehen** | Wenn Sewe von ihren Gefängnisstrafen erzählt, muss sie lachen. «Ich habe das Gefühl, die Menschen in der Schweiz wollen von Flüchtlingen ständig traurige Geschichte hören. Ich will aber gar nicht als bedauernswertes Opfer dastehen.» Im Berner Atelierhaus PROGR organisiert Sewe den Stammtisch «Café CosmoPolis», um Einheimische und Geflüchtete zusammenzuführen.

Einmal im Monat hören sie gemeinsam Musik, essen Bulgur, trinken Kirschsafft mit Minze und versuchen zwischendurch, grosse Fragen zu klären: Was heisst Identität? Was bedeutet Integration? Was ist Heimat? «Ich liebe meine Mutter, aber rassistisch ist sie schon», sagt eine junge Schweizerin. «Wir Flüchtlinge müssen uns einfach besser anpassen», entgegnet ein Syrer. «Fondue statt Hummus? Auch keine Lösung», gibt ein junger Eritreer zu bedenken.

«Anfangs hat mich irritiert, dass die Menschen in der Schweiz so wenig Zeit zum Quatschen haben und ständig von einem Termin zum nächsten hecheln», sagt Sewe und lacht. «Aber in-



© Petar Mitrovic

zwischen ist mein Terminkalender auch ziemlich voll.» Vor ein paar Wochen hat sie ihr Studium der Sozialarbeit abgeschlossen, nun sucht Sewe nach einem Job – und hilft in ihrer Freizeit anderen Geflüchteten, in der Schweiz anzukommen.

«Ich werde sehr oft gefragt, für Flüchtlinge in Krankenhäusern, Asylheimen oder bei Anwaltsterminen zu übersetzen», erzählt sie. «Wenn ich Zeit habe, sage ich sofort zu.» Als sie in die Schweiz kam, habe sie gerade von anderen Geflüchteten viel Solidarität erfahren. «Diese Tradition will ich fortführen.»

Im Winter 2016 ist Sewe nach Como gefahren. Die italienische Stadt nahe der Schweizer Grenze ist ein Urlaubsort für Superreiche. Vor einem Jahr strandeten hier Hunderte Flüchtlinge und campierten bei klirrender Kälte in Parks. Sie wollten weiter nach Nordeuropa, aber die Schweiz hatte die Grenzen dicht gemacht. Gemeinsam mit Gleichgesinnten verteilte Sewe Schals, Pullover und Handschuhe. 200 Kilo selbstgestrickte Kleidung hatten sie in der Schweiz gesammelt. «Einen Satz habe ich von den Geflüchteten in Como immer wieder gehört», sagt sie. «Die Welt hat uns vergessen.»

Auch in der Schweiz müssen die Stimmen von Geflüchteten gehört werden, sagt Sewe. Gerade bewirbt sie sich bei Organisationen, die für die Rechte von Geflüchteten und Migrantinnen kämpfen. «Selbst bei solchen Organisationen arbeiten kaum Menschen, die selbst geflüchtet sind. Und auf den Chefsesseln sitzen sowieso Schweizer – übrigens fast immer noch was ändern!»

# Willkommen bei den Hartmanns

Wohngemeinschaften sind etwas Wunderbares – wären da nicht die Mitbewohner. Adrian Hartmann und seine Frau Annalisa sind mit einer geflüchteten Familie aus Eritrea zusammengezogen. Und irgendwie läuft es da wie in jeder WG.

Von Ramin Nowzad

Neulich wurde Adrian Hartmann am Bankschalter erkannt. «Sind Sie nicht der mit den Flüchtlingen?» Adrian Hartmann ist 34 Jahre alt, hat eine Frau und ein kleines Kind. Vor zwei Jahren zogen die Hartmanns mit einer Familie aus Eritrea zusammen. Das ist in der Schweiz so ungewöhnlich, dass sie nun öfters in der Zeitung stehen.

Die Hartmanns leben in Eschenbach, einem Dorf in St. Gallen. 4502 Einwohner, umringt von Wäldern und Kuhweiden. Es gibt einen Schützenverein und ein Flüchtlingsheim, die SVP ist stärkste Kraft. Adrian Hartmann steht auf dem Balkon der Sechseinhalb-Zimmer-Wohnung und spiest einen Cervelat vom Grill, seine Frau Annalisa stellt Käseplatte und Senf auf den Tisch. Es ist ein sonniger Nachmittag, aus dem Wohnzimmer tönt Kinderlärm. «Die Kinder sind inzwischen wie Bruder und Schwester», sagt Annalisa Hartmann. «Sie spielen viel und sie streiten viel.»

**Die Sache mit dem Putzen** | Als Annalisa Hartmann vor zwei Jahren schwanger war, nahmen sie eine geflüchtete Familie aus Eritrea bei sich auf. Die Idee kam ihnen im Kino. «Wir sahen einen Film über ein autistisches Kind, das überall gehänselt wurde», erinnert sich Adrian Hartmann. «Dann zog das Kind in eine multikulturelle WG, und dort konnte es zum ersten Mal ganz es selber sein. So soll unser Sohn auch aufwachsen, dachten wir damals.»

Sind die Hartmanns Multikulti-Romantiker? Herr Hartmann schüttelt den Kopf. «Nein, überhaupt nicht. Wir sehen die Schwierigkeiten des Zusammenlebens.» Oft ärgern sie sich, dass ihre Mitbewohner die zweijährige Tochter anders aufziehen, als es in Schweizer Erziehungsratgebern nachzulesen ist. Und dann ist da auch die Sache mit dem Putzen. «Unsere Mitbewohner geben sich Mühe», sagt Adrian Hartmann, «aber wir Schweizer haben einfach ein ganz anderes Verständnis von Sauberkeit.»



© Petar Mitrovic

**«Zuversicht, dass alles gut ausgeht»** | Adrian Hartmann arbeitet für eine christliche Menschenrechtsorganisation, seine Frau ist Redaktorin einer Lokalzeitung. Inzwischen wohnen sie bereits mit der zweiten eritreischen Familie zusammen. Die erste blieb ein Jahr, heute lebt sie in einer eigenen Wohnung gleich um die Ecke. «Wir haben mit ihnen immer nur deutsch gesprochen, so haben sie die Sprache schnell gelernt», sagt Adrian Hartmann. «Wir wollen für unser WG-Modell Werbung machen. Es ist für Flüchtlinge die beste Möglichkeit, in der Schweiz Fuss zu fassen. Und auch wir profitieren immens: Unser Sohn wächst ganz selbstverständlich mit Menschen aus einer anderen Kultur auf. Er wird später im Leben keine Berührungssängste haben.»

Für Adrian Hartmann ist es die erste WG-Erfahrung seines Lebens. Das Zusammenleben hat Spuren hinterlassen. «Ich bin viel entspannter geworden – sogar beim Putzen. Früher war ich extrem pingelig.» Die Gelassenheit seiner MitbewohnerInnen prägte ihn. «Sie haben in ihrer Heimat und auf der Flucht so Unvorstellbares erlebt – und trotzdem nie die Zuversicht verloren, dass zum Schluss alles gut ausgeht.»

Kürzlich hat Adrian Hartmann seine ersten eritreischen Mitbewohner in ihrer neuen Wohnung besucht. «Sie sind in der Schweiz gut angekommen», sagt er. «Der Mann hat ziemlich geschimpft, dass seine Nachbarn den Kehricht falsch entsorgen und die Waschmaschine nie sauber hinterlassen. Das hat mich sehr gefreut.»

# AMNESTY-BOUTIQUE

Unsere Produkte werden nachhaltig,  
ethisch und ökologisch korrekt hergestellt.

**WEITERE ATTRAKTIVE PRODUKTE  
FINDEN SIE IN UNSEREM WEBSHOP  
SHOP.AMNESTY.CH**

## KINDERFLASCHE & ZNÜNIBOX

100% Schweizer Produktion,  
lebensmittelecht, weichmacherfrei,  
umweltfreundlich, zertifiziert.

Flasche: 0,33 l

Znüni-box: 16 x 12 x 6 cm

Art. 2300.042.BF / Fr. 16.50



## BADETUCH

100% Baumwolle,  
in Extra-Länge: 75 x 160 cm.

Art. 2200.088 / Fr. 35.–



## KEEPCUP

Der umweltfreundliche  
Kaffeebecher in neuem  
Amnesty-Design aus  
gehärtetem Glas.

Art. 2300.041 / Fr. 16.50

## STRICKMÜTZE SCHWARZ MIT LOGO

Schwere, weiche Qualität aus 50% Wolle  
und 50% Acryl. Logo bestickt.  
Swiss made. Einzelgrösse.

Art. 2200.077 / Fr. 20.–



## GYMBAG

100% Baumwolle, mit  
Reisverschlussfach innen.

Grösse: 45 x 35 cm

Art. 2200.086 / Fr. 19.50

## ICH BESTELLE FOLGENDE ARTIKEL

Anzahl	Artikelbezeichnung	Grösse	Art.-Nr.	Preis

Name: \_\_\_\_\_ Strasse: \_\_\_\_\_

Ort: \_\_\_\_\_ E-Mail: \_\_\_\_\_

Tel.: \_\_\_\_\_ Unterschrift: \_\_\_\_\_

Mitgliedernummer/Kundennummer (wenn bekannt): \_\_\_\_\_

Mitglieder der Schweizer  
Sektion von Amnesty  
International erhalten  
10 Prozent Rabatt auf  
Publikationen und  
Boutiqueartikel, mit  
Ausnahme der Kerzen.

Bestellungen an  
Amnesty International,  
Postfach, 3001 Bern,  
oder auf  
shop.amnesty.ch

# Die verdrängte Schuld

In der wahren Geschichte von Fernand Iveton beleuchtet der französische Schriftsteller Joseph Andras ein wenig bekanntes Kapitel des Algerienkrieges. Von Ulla Bein

Die historischen Fakten sind bekannt, obwohl die Dokumente zu dieser unrühmlichen Episode französischer Geschichte auf mysteriöse Weise verschwunden sind: Fernand Iveton, ein junger Pied-noir, wurde nach einem missglückten Attentat in Algier verhaftet, gefoltert und am 11. Februar 1957 schliesslich hingerichtet. Hintergrund ist der Unabhängigkeitskampf der algerischen Bevölkerung nach mehr als 120 Jahren französischer Kolonialherrschaft. Wie Fernand Iveton wurden im Algerienkrieg fast 200 Menschen hingerichtet – Iveton war jedoch der einzige mit französischer Abstammung.

Doch der Reihe nach: In Joseph Andras' Roman «Die Wunden unserer Brüder» setzt die Handlung kurz vor der Übergabe der Bombe ein, die Iveton in der Fabrik, in der er arbeitet, deponieren will. Die Bombe soll am Abend explodieren, nachdem alle das Gebäude verlassen haben. Iveton will ein Zeichen setzen, nur Sachschaden anrichten. Doch zur Explosion kommt es nicht, offenbar wurde er beobachtet, ganz sicher denunziert. Fernand Iveton wird verhaftet, der Sprengsatz entschärft.

Von einer weiteren Bombe ist die Rede. Wo ist sie? Und vor allem: Wer sind Ivetons Komplizen? Militärs, die die französische Staatsmacht in Algerien verkörpern, verhören ihn. Als er sich weigert, auszusagen, greifen sie zur Folter.

**Fernand und Hélène** Joseph Andras beschreibt die Vorgänge mit nüchterner Distanz, aber nicht ohne Empathie. In trockenen Sätzen schildert er die Geschichte und Beweggründe Fernand Ivetons, seine Kindheit in Algier, das Engagement in der Kommunistischen Partei (die schon sein Vater unterstützte), seine Überlegungen zum Attentat, die Verhaftung. Er beschreibt schonungslos die Brutalität der französischen Militärs.

Ein zweiter Strang des Romans wird entwickelt, und mit ihm zieht Joseph Andras ganz andere sprachliche Register: Iveton ist in Frankreich, als er Hélène, seine spätere Ehefrau, kennenlernt. Wie sich die Liebe, die im Verlauf des Romans so viel aushalten wird, zwischen diese beiden Menschen entspinnt, ist von einer ausserordentlich zarten Poesie getragen. Hélène weiss vom Engagement ihres Ehemanns, aber sie kennt – auch zu ihrem eigenen Schutz – keine Details. «Es sei ihr nicht wich-



Die meisten «Algerienfranzosen» – die sogenannten Pied-noirs – waren anders als Joseph Andras gegen eine Unabhängigkeit Algeriens. Tausende von ihnen mussten während des Unabhängigkeitskrieges ins Mutterland fliehen, so kam es oft zu Gedränge vor dem Schalter für Ausreisegenehmigungen, wie hier in Oran 1962.

tig gewesen zu wissen, ob sein Herz links oder rechts schlug, Hauptsache, es schlug in ihrer Nähe.»

In Rückblenden wird wechselweise aus den Perspektiven von Fernand und Hélène dieses Kapitel französischer Geschichte wiedergegeben. Obwohl der Ausgang bekannt ist, vermag der Autor grosse Spannung aufzubauen, ja sogar Hoffnung, dass das Schicksal sich wenden könnte.

Für diesen Roman wurde Joseph Andras der Prix Goncourt für den besten Debütroman zuerkannt. Die deutschsprachige Literaturkritik feierte den Roman als Meisterwerk. Einem neuen Buch von Joseph Andras sieht die Rezensentin jedenfalls gespannt entgegen und hofft, dass wieder die kenntnisreiche und geschliffene Übersetzung von Claudia Hamm das Werk abrunden wird.



**Joseph Andras:**  
**Die Wunden unserer Brüder**  
Carl Hanser Verlag 2017.  
157 Seiten.



© Bernisches Historisches Museum/Christine Moor

## Vom Warten im Ungewissen

**Wer alles hinter sich lässt, tut dies selten aus freien Stücken. Die Ausstellung «Flucht» beleuchtet, warum Menschen ihre Heimat verlassen, was sie auf der Flucht erleben und was sie in der Schweiz erwartet.** Von Fabienne Jacomet

**W**arum sind 66 Millionen Menschen weltweit auf der Flucht? Woher kommen sie, wo finden sie eine neue Heimat? Welche Erlebnisse prägen sie und was sind ihre Träume und Zukunftsperspektiven? Was leistet die Schweiz in den Konfliktgebieten und wie läuft ein Asylverfahren ab? Diesen Fragen widmet sich die Wanderausstellung «Flucht», die für die nächsten Monate im Historischen Museum in Bern gastiert.

Der Einstieg ist emotional: Eine Videoinstallation des Filmemachers Mano Khalil zeigt Bilder vom Bombenhagel über Aleppo, von wartenden Menschen in Camps, von überfüllten Booten auf dem Mittelmeer. Daneben stehen Worte wie Gewalt, Krieg, Folter, Verfolgung – die eindringlichsten Gründe für eine Flucht.

Die weitere Ausstellung folgt den Fluchtgeschichten von fünf Menschen. Sie sind fiktiv, beruhen aber auf wahren Biografien. So steht Hayat, die Lehrerin, die mit ihren Kindern aus Homs flieht, für über eine Million syrische Flüchtlin-

ge im Libanon. Abdi, der innerhalb Somalias einer Terrorgruppe entkommt, ist Binnenvertriebener. Diese machen zwei Drittel aller Menschen auf der Flucht aus, wie das «Fluchtbarometer» zeigt, einer der Infobildschirme, der Statistiken in anschauliche Grafiken überträgt. Die mühseligen Fluchtwege und die mit ihnen verbundenen Gefahren und Ängste werden eindrücklich nachgezeichnet. Objekte und Fotos veranschaulichen die Flucht, geben Einblicke in den Alltag in der neuen Unterkunft und wecken das Interesse für den kulturellen Hintergrund der Geflüchteten.

Im Anschluss wird erklärt, wer in der Schweiz Asyl erhält und wie ein Asylverfahren abläuft. Eindrücklich ist das Video, das die Anhörung zu den Asylgründen aus zwei Perspektiven beleuchtet: Ein Befragter des Staatssekretariats für Migration (SEM) erklärt den Ablauf eines Gesprächs, und Geflüchtete erzählen, wie sie ihr Verfahren erlebt haben und warum es nicht immer einfach ist, alle

Details der eigenen Geschichte in Worte zu fassen. Zum Schluss werden Herausforderungen der Integration thematisiert, und eine Hörstation lädt dazu ein, über das eigene Verhältnis zur kulturellen Vielfalt in der Schweiz nachzudenken.

Die Ausstellung ist ein Gemeinschaftsprojekt der Eidgenössischen Migrationskommission EKM, des SEM, des Flüchtlingshochkommissariats der Vereinten Nationen UNHCR und der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit DEZA. Im Fokus der Organisationen stehen Erfolgsgeschichten. Nicht thematisiert werden etwa die Auswirkungen der Dublin-Rückführungen für Länder wie Italien oder die verheerenden Folgen aktueller politischer Entwicklungen wie der Migrationsabkommen der EU mit Libyen. Trotz blinder Flecken hat die Ausstellung für verschiedene Altersklassen viel zu bieten: Nicht zuletzt fördert sie das Verständnis für das, was Geflüchtete erlebt haben, und regt zum Nachdenken und Nachfragen an.

«Flucht» ist bis am 16. September 2018 im Bernischen Historischen Museum zu sehen. Nächste Stationen sind Luzern und St. Gallen. Rund um die Ausstellung gibt es ein Rahmenprogramm mit Spezialveranstaltungen und einer Filmreihe im Kino Rex (bis April). Mehr Infos auf [www.flucht-fuir.ch](http://www.flucht-fuir.ch)

## Zwischen Sehnsucht und Realismus

In ihrem neuen Film «Wajib» nimmt uns die palästinensische Regisseurin Annemarie Jacir mit auf eine berührende Reise durch die Stadt Nazareth. Das feinfühliges Drama zeigt, wie sich der israelisch-palästinensische Konflikt selbst in intimen Familienbeziehungen widerspiegelt. Von Astrid Hermann

Im alten Familienvolvo fahren Vater und Sohn in Nazareth von Haus zu Haus: Die beiden müssen mehr als 300 Hochzeitseinladungen an Familienmitglieder, Nachbarinnen, Freunde und Bekannte persönlich überbringen – so will es der palästinensische Brauch Wajib («Verpflichtung»). Um seinen Vater bei den Vorbereitungen zur Hochzeit seiner Schwester zu unterstützen, ist der Architekt Shadi eigens aus Rom in die Heimat gereist. In «Wajib», dem neuen Film der palästinensischen Regisseurin Annemarie Jacir, begleiten wir Vater und Sohn einen Tag lang auf ihrer Mission – und erhalten dabei Einblicke in die palästinensische Kultur und den Alltag der Bevölkerung in Nazareth.

Nazareth liegt im Norden Israels und wird mehrheitlich von muslimischen und christlichen PalästinenserInnen bewohnt. Die engen Gassen der Stadt sind der ideale Schauplatz, um die unterschiedlichen Sichtweisen und Erfahrungen von Vater und Sohn zu verdeutlichen. Während Vater Abu Shadi Wert auf Traditionen legt und in Nazareth in jeder Hinsicht zu Hause ist, vertritt der in Rom lebende Sohn Shadi progressive Ansichten und tut sich mit den Gepflogenheiten in seiner Heimat teilweise schwer. Diese Unterschiede zeigen sich auch in ihrer Perspektive auf den Konflikt zwischen Israel und Palästina: Der geschiedene Abu Shadi, der in Nazareth als Lehrer arbeitet, hat sich mit den Israelis arrangiert. Der idealistische Sohn kann der pragmatischen Sichtweise des Vaters wenig abgewinnen. Eine Rück-

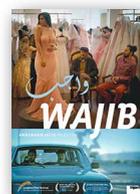


kehr nach Nazareth, von seinem Vater erhofft, kommt für Shadi nicht in Frage.

Auch Shadis Beziehung zu Nada, einer ebenfalls in Rom lebenden Palästinenserin, sorgt beim Vater für Stirnrunzeln. Am liebsten würde er seinen Sohn mit einer der schönen Töchter aus der Gegend verkuppeln. Shadi seinerseits ist sich bewusst, dass sein Vater die Trennung von der Mutter, welche die Familie verlassen hat und mit ihrem neuen Lebenspartner in Amerika lebt, noch nicht verwunden hat. Er tut sich deshalb schwer, in Gegenwart des Vaters von ihr zu sprechen.

Die Stärke der Erzählung liegt in ihrem ruhigen Tempo und in ihrer Intensität. Die Schauspieler Mohammad und Saleh Bakri, die auch im richtigen Leben Vater und Sohn sind, stellen die verschiedenen

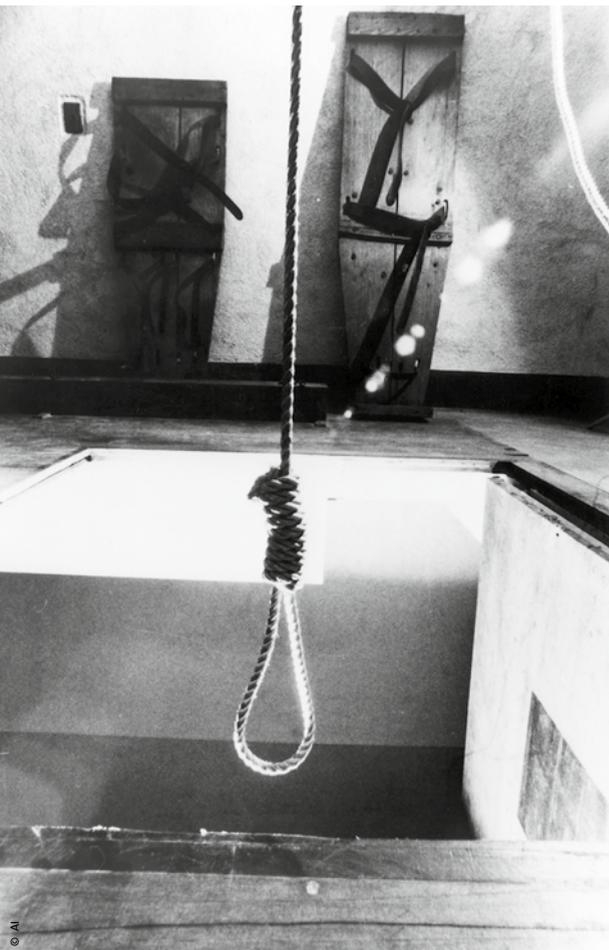
Facetten der Beziehung zwischen Abu Shadi und Shadi ohne viel Worte, aber einfühlsam und pointiert dar. Aus den einprägsamen Szenen entsteht ein vielschichtiges Porträt einer Vater-Sohn-Beziehung, die nicht nur zwischen Zuneigung und Frustration schwankt, sondern auch im Spannungsverhältnis zwischen dem Leben in der Heimat und im Exil, zwischen Sehnsucht und Realismus, zwischen Tradition und Moderne bestehen muss. |



**Wajib.** Von Annemarie Jacir.  
Palästina, 2017.  
Ab März in den Kinos.

# 13 Stufen zum Tod

In Japan finden noch immer Hinrichtungen statt. Der Krimi «13 Stufen» ist ein Plädoyer gegen die Todesstrafe und bietet gleichzeitig gute Unterhaltung. Von Carole Scheidegger



**Geheime Hinrichtungen:** Der Todeskandidat weiss bis zuletzt nicht, wann er sterben wird. Hinrichtungsraum in Osaka.

Jemand erleidet eine Amnesie: Normalerweise ist das ein beliebter Kniff in TV-Seifenoperen. Im Kriminalroman «13 Stufen» eröffnet ein solcher Gedächtnisverlust aber ganz neue Fragen. Fragen nach Leben und Tod. Denn der Gefangene Ryo Kihara kann sich nicht an den Doppelmord erinnern, der ihm zur Last gelegt wird. Folglich kann er die Tat auch nicht bereuen. Und wegen dieser mangelnden Reue wird Kihara nicht zu einer lebenslänglichen Strafe, sondern zum Tod verurteilt. Doch ein unbekannter

**Der Autor Kazuaki Takano verknüpft seinen Krimi mit der Frage nach dem Sinn der Todesstrafe.**

Auftraggeber will verhindern, dass der junge Mann gehängt wird. Er beauftragt über einen Anwalt ein Amateur-Ermittlerduo: den Gefängniswärter Nango, einen sanftmütigen Mann in den besten Jahren, und den ehemaligen Häftling Jun'ichi, der selbst einen Mann getötet hat und gerade auf Bewährung freigekommen ist. Sie sollen die Unschuld des Verurteilten beweisen. Die Zeit dafür ist knapp, denn Kihara droht jederzeit der Strang.

Tatsächlich finden Hinrichtungen in Japan meistens im Geheimen statt. Den Verurteilten wird erst einige Stunden vor der Exekution oder gar nicht mitgeteilt, dass sie nun hingerichtet werden. Gefangene im Todestrakt, die bereits alle Rechtsmittel ausgeschöpft haben, müssen also täglich mit der Hinrichtung

rechnen. Neben den USA ist Japan der letzte demokratische Industriestaat, der die Todesstrafe anwendet.

**Überraschende Wendungen |**

Dem schweren Thema zum Trotz: «13 Stufen» ist gute Unterhaltung. Die Geschichte entwickelt Sogwirkung, die beiden Ermittler gewinnen rasch an Kontur. Die überraschenden Wendungen erscheinen glaubwürdig, auch wenn die facettenreiche Handlung von den Leserinnen und Lesern einige Energie erfordert, wollen sie den Überblick behalten. Neben der Krimiebene webt Autor Kazuaki Takano geradezu philosophische Fragen in sein Werk ein. Wie jene nach der eingangs erwähnten Reue, nach Rache, Familienbanden und dem Sinn der Todesstrafe. Diese Ausführungen wirken an den meisten Stellen nicht belehrend oder dogmatisch, sondern regen sanft zum Nachdenken an. |



**Kazuaki Takano: 13 Stufen.** Aus dem Japanischen von Sabine Mangold. Penguin, München 2017. 400 Seiten. Ca. Fr. 14.90.

# GEGEN DIE NEUTRALITÄT



© André Gottschalk

**Anne-Sophie Keller**  
ist Autorin, Journalistin  
und Kolumnistin.

**«SICH IN SCHWIERIGEN ZEITEN  
NICHT ENTMUTIGEN ZU LASSEN,  
IST EIN HEROISCHER AKT.»**

Es sind keine ermutigenden Zeiten, die wir gerade erleben. Der Klimawandel zeigt seine verheerenden Folgen, in vielen Ländern sind rechte Parteien auf dem Vormarsch, und nicht nur in der Schweizer Regierung geht die Frauenquote zurück. Die Schweiz hat noch immer keinen Vaterchaftsurlaub, die Lohnungleichheit bleibt unverändert und die #MeToo-Debatte hat gezeigt, dass sexuelle Gewalt gegen Frauen ein epidemisches Problem ist.

Was tun bei so viel Ungerechtigkeit? Was tun in einer Welt, in der eine einzige Stimme so schnell untergeht? Was tun, wenn denen, die sich exponieren, die grausame Wucht der Hasskommentare entgegenschlägt?

Weitermachen. «Nevertheless, she persisted» wurde nicht umsonst letztes Jahr zum treibenden Credo der US-amerikanischen feministischen Bewegung. Sich in schwierigen Zeiten nicht entmutigen zu lassen, ist ein heroischer Akt. Laurie Penny sagte einst, es liege an denen, die nicht für ihre Meinung bestraft werden, den Mund aufzumachen. Eine Meinung zu haben, ist noch immer ein Privileg.

Als Mann kann man ungestraft seine Meinung vertreten ohne als «zickig» oder «hysterisch» bezeichnet zu werden. Und als weisse, heterosexuelle Frau ist man im Gegensatz zu einer schwarzen oder lesbischen oder transidenten Frau nicht von Mehrfachdiskriminierungen betroffen.

All dessen sollten wir uns bewusst sein. Die Schweiz ist ein Land der unbeschreiblichen Freiheiten. Sie bietet eine diverse Medienlandschaft, Meinungsäusserungsfreiheit, die finanziellen Möglichkeiten für einen bewussten Konsum, und eine soziale Sicherheit, in der nur ganz wenige durch die Maschen fallen. Wir haben in dieser Rolle eine Verantwortung.

Wenn wir uns nicht politisieren, nicht öffentlich zu Ungerechtigkeiten positionieren, nicht solidarisch zeigen: Wer dann? Neutralität ist in Zeiten wie diesen keine Option. Egal, ob zum Klimawandel, zur Geschlechtergleichheit oder zu Migrationsfragen: Haltung ist gefragt. Nur so ändert sich etwas. |



# SETZEN SIE SICH MIT AMNESTY FÜR DIE MENSCHENRECHTE EIN

## AKTIV IN EINER GRUPPE

Überall in der Schweiz setzen sich Menschen mit Amnesty International ein. Auch in Ihrer Region. Weitere Informationen finden Sie auf [www.amnesty.ch/mitmachen](http://www.amnesty.ch/mitmachen).

## MIT EINER SPENDE

Ihre finanzielle Unterstützung, sei es mit einer einmaligen oder mit einer regelmässigen Spende, bringt die Menschenrechte voran. Sie finden einen Einzahlungsschein in der Beilage.

**BESTELLEN SIE KOSTENLOS  
DEN E-NEWSLETTER AUF  
[WWW.AMNESTY.CH/NEWSLETTER](http://WWW.AMNESTY.CH/NEWSLETTER)**

## ONLINE

Unter [www.amnesty.ch/action](http://www.amnesty.ch/action) finden Sie aktuelle Informationen zu unseren Aktivitäten und diverse Möglichkeiten, sich mit uns zu engagieren.

## MIT EINEM LEGAT

Mit einer Erbschaft oder einem Legat an Amnesty International setzen Sie ein Zeichen für die Zukunft der Menschenrechte. Frau Chantal von Gunten Graf informiert Sie dazu gerne persönlich. Telefon 031 307 22 69 oder [cvongunten@amnesty.ch](mailto:cvongunten@amnesty.ch).



**AMNESTY INTERNATIONAL** Schweizer Sektion  
Speichergasse 33 . Postfach . 3001 Bern  
T: +41 31 307 22 22 . F: +41 31 307 22 33  
[contact@amnesty.ch](mailto:contact@amnesty.ch) . [www.amnesty.ch](http://www.amnesty.ch)  
PG: 30-3417-8 . IBAN: CH52 0900 0000 3000 3417 8